

AUSSTELLUNG
STADTMUSEUM BOCHOLT

Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

Deutsch

**AUSSTELLUNG
STADTMUSEUM BOCHOLT**

Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

Bassee & Anas, Irak-Islamischer Staat

Der Text thematisiert Krieg, Flucht, Terrorismus sowie drastisch geschilderte Tötungen und Verstümmelungen. Es geht um sexualisierte Gewalt, Verschleppung, Versklavung und Suizid. Geschildert werden eine lebensbedrohliche Geburt, schwere körperliche Verletzungen, der Tod von Kindern und nahen Angehörigen sowie massive Traumatisierung.

Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

Basee lebt als jesidische Schneiderin mit ihrem Sohn Anals und der weiteren Familie in Shingal, als der sogenannte „Islamische Staat“ immer näher rückt. Bereits zuvor hat sie ihren Bruder durch ein Selbstmordattentat verloren, weitere Angehörige werden ermordet oder verschleppt. Als ihre Tochter einen Monat zu früh in einem nahezu verlassenen Krankenhaus zur Welt kommt, bleibt Basee keine Zeit, sich von der Geburt zu erholen: Nur drei Stunden später flieht sie mit dem Neugeborenen und ihrem kleinen Sohn zu Fuß aus der Stadt – verfolgt von Schüssen, Todesangst und dem einen Gedanken, ihre Kinder am Leben zu halten.

Es beginnt eine jahrelange Flucht durch Berge, provisorische Unterkünfte, Krankenhäuser und Flüchtlingslager. Mehrfach verliert Basee ihren Sohn aus den Augen, kämpft selbst mit lebensgefährlichem Blutverlust und erfährt zugleich Gewalt, Hunger, Betrug und den Tod weiterer Familienmitglieder. Doch sie begegnet auch Menschen, die ihr Schutz, medizinische Hilfe und neues Vertrauen schenken. 2017 erreicht die Familie Deutschland. Basees Geschichte handelt von kaum vorstellbaren Verlusten und einem Überlebenswillen, der selbst dort fortbesteht, wo Sicherheit und Vertrauen fast vollständig zerstört wurden.

Basee & Anas

Mein Name ist Basee, ich bin Jesidin und wurde ca. 1976 im Irak geboren. Ich habe zwei Kinder. Im Irak lebte ich in Shingal. **Bevor wir fliehen mussten, hatte ich ein normales Leben – so normal, wie es in einem Land sein kann, das immer wieder von Gewalt und Angst überschattet wird.** Ich war Schneiderin und hatte zusammen mit meiner Tante einen eigenen Laden. Wir waren eine große Familie, eine richtige Großfamilie und viele von uns waren hoch ausgebildet. In meiner Familie gab es Menschen, die als Ärzte arbeiteten, andere waren Ingenieure, Anwälte oder Richter. Ein Bruder von mir konnte sehr gut Sprachen und arbeitete als Übersetzer für die USA im Irak.

In den 2010er Jahren habe ich meinen Ehemann kennengelernt. Zuerst sprachen wir miteinander und dann verliebten wir uns. Irgendwann war klar: Wir wollen heiraten! Wir hatten auch schon Pläne für unseren Hochzeitstag und unsere Zukunft.

Aber dann kam der Moment, der unser Leben zum ersten Mal zerriss. **Mein Bruder, der Übersetzer, wurde getötet. Im Irak war das Leben gefährlich.** Gruppen wie der IS übernahmen immer mehr Macht und übten Gewalt aus. Vor allem die Menschen, die mit den Westmächten kooperierten, waren bei ihnen im Fokus. – mein Bruder auch. Zwei Selbstmordattentäter gingen zu ihm und zündeten ihre Sprengsätze, sodass er keine Chance hatte. Sein Tod war nicht nur ein Mord. Es war eine Botschaft an uns als Familie. Nach seinem Tod war alles wie unter einem Schleier. Wir trauerten um ihn und verschoben unsere Hochzeit um etwa ein Jahr. **Wir brauchten Zeit, um wieder atmen zu können.**

Ungefähr ein Jahr später haben wir geheiratet. Wir haben versucht, wieder in ein Leben zurückzufinden, das sich ein bisschen nach Alltag anfühlt. Mein Mann war damals in der Armee. Er hatte dort eine leitende Funktion und war hoch angesehen. Uns ging es finanziell sehr gut. **2011 wurde mein Sohn geboren.** Aber auch im Irak ist es nicht ruhiger geworden. Ständig gab es Anschläge. Wir lebten in großer Unsicherheit und Anspannung. **Trotzdem wollte ich weiterarbeiten. Ich wollte etwas Eigenes haben, ich wollte ein Vorbild für meine Kinder sein und mich um meine Familie kümmern.**

Als mein Sohn drei Jahre alt war, wurde ich wieder schwanger. Die Bedrohung durch den IS wurde immer größer und viele Menschen flohen aus unserem Dorf. **Die IS-Kämpfer wollten den Irak einnehmen und waren bis an unsere Ortsgrenze herangerückt.**

Viele unserer Familienmitglieder, Freunde und Nachbarn flohen. Manche sagten jedoch, dass sie bleiben und ihr Leben verteidigen wollten. Aber mit jedem Tag der verging, rannten mehr um ihr Leben. **Mein Mann war zu dieser Zeit nicht bei mir, er war an der Frontlinie und wollte das Land und uns verteidigen. Er wollte, dass ich fliehe. Aber ich hatte kein Auto. Ich war hochschwanger. Und ich hatte schon ein kleines Kind, um das ich mich kümmern musste. Es war für mich unmöglich, einfach loszuziehen.**

Dann kam die nächste Nachricht, die uns wie ein Schlag traf. Ein Cousin von mir war Polizist in Mosul. Er wusste, dass der IS angreifen würde und wurde von ihnen getötet. **Als Warnung und Drohung schickten sie uns seinen Kopf. Daneben lagen Fotos seines Leichnams und der Satz: Ihr seid die Nächsten!** Wir konnten den Leichnam für sehr viel Geld vom IS abkaufen, um ihn würdevoll begraben zu können. Es war unvorstellbar schlimm für uns alle. Die ganze Familie legte zusammen und wir schafften es, seinen Körper zurückzubekommen, damit wir ihn beerdigen konnten. **Aber danach war nichts mehr wie vorher.** Meine Tante, die Schwester meiner Mutter, zerbrach am Tod ihres Sohnes. Sie war psychisch am Ende.

In dieser Zeit kam meine zweite Tochter zur Welt. Die Wehen setzten einen Monat zu früh ein. Aber ich war krank und unter Schock, sodass mein Körper die Geburt zu früh einleitete.

Dann ging alles schnell: Wir gingen in ein Krankenhaus, dass praktisch schon verlassen war. Es gab keinen Strom. Nur eine Krankenschwester war noch da. Sie half mir bei der Geburt, so gut sie konnte. Doch meine Tochter war krank, und auch ich blutete stark. **Dann sagte uns die Krankenschwester, sie könne uns nun nicht länger weiterhelfen und ließ uns alleine.** Sie hatte selbst große Angst und musste fliehen. **Ich aber lag dort mit meiner Neugeborenen, meine Geburtsverletzungen waren nicht vernäht oder versorgt. Ich verlor viel Blut.** Mein Sohn war bei uns und ich wusste, dass wir keine Zeit haben. Der IS kam immer näher. Es gab Gerüchte, dass sie noch heute in die Stadt einmarschieren würden jeden, der sich nicht zu ihrem Gottesstaat bekennt, getötet wird. **Frauen würden vergewaltigt und versklavt** werden und Kinder umgebracht oder in regimetreue Familien übergeben.

Wir mussten also fliehen – jetzt – oder wir würden den Tag nicht überleben.

Wir verließen drei Stunden nach der Geburt den Kreißsaal und das Krankenhaus und waren sofort auf der Flucht. Meine Tochter habe ich mir mit einer Tasche unter das Herz gebunden, meinen Sohn mit einem Seil an meine Hand. Ich hatte nur den einen Gedanken: Meine Kinder müssen leben.

Wir liefen zu Fuß, mit Tausenden anderen aus der Stadt heraus. Es war viel Staub in der Luft, Autos rasten an uns vorbei, **hinter uns waren immer wieder Schreie und Schüsse zu hören.** Der IS war direkt hinter uns. Kinder, die nicht mithalten konnten, wurden erschossen. Menschen fielen hin und niemand traute sich, sie aufzuheben, weil jede Sekunde über Leben und Tod entschied. Das ist etwas, das sich nicht mehr aus dem Kopf löschen lässt. **In der Situation war Mitgefühl lebensgefährlich.** Wir mussten weiterlaufen, so schnell wir konnten: ohne Rücksicht auf die Menschen um uns herum.

Irgendwann erreichten wir die Berge und versteckten uns dort. Es war eiskalt. Wir hatten fast nichts dabei. Nur ein bisschen Wasser, Pulvermilch für die Kinder und etwas Honig. **Ich hatte mich nach dem Mord an meinem Cousin etwas vorbereitet und Dinge, die nicht so schnell schlecht werden, immer bei mir.** Ich mischte die Pulvermilch mit Wasser, damit die Kinder etwas im Magen hatten. Stillen konnte ich meine Tochter nicht. Mein Körper schenkte mir keine Milch.

Wir fanden in den Bergen einen kleinen Brunnen, der half unserer Gruppe sehr. Für meine kleine Tochter bauten wir eine improvisierte „Wiege“ aus einer Obstkiste, wie man sie für Orangen oder Gemüse benutzt. Wir hatten zwei kleine, dünne Decken dabei und teilten sie mit den Verwandten, die wir in den Bergen wiedergefunden hatten. Wir schliefen auf dem steinigem Boden. Drei Nächte waren wir dort.

Während wir in den Bergen saßen, erhielten wir erneut schlimme Nachrichten. Zwei Nichten von mir, sie waren in der 10. und 12. Klasse, haben es nicht aus ihrer Stadt herausgeschafft und wurden vom IS gefangen genommen. Sie wurden von ihnen verschleppt, an Männer verkauft und schwer misshandelt. Die Ältere wurde wohl mehrfach vergewaltigt. Zum Glück blieben die Schwestern zusammen, sodass sie das alles nicht alleine durchstehen mussten. Die Ältere hat es aber schon bald nicht mehr ausgehalten. Gemeinsam haben sie sich dann mit einer Glasscherbe die Pulsadern aufgeschnitten und sich umgebracht. Die Täter haben uns Fotos und Videos der Leichen zukommen lassen. **Sie haben uns gedroht, dass wir das gleiche Schicksal haben werden, wenn wir nicht stehen bleiben und uns dem Kalifat ergeben.**

Irgendwann liefen wir weiter Richtung Syrien.

Dort trafen wir auf Menschen aus der Demokratischen Selbstverwaltung von Nord- und Ostsyrien, bei uns bekannt unter dem kurdischen Namen **Rojava**. Sie halfen uns so gut sie konnten. Sie sagten uns, welche kleinen Wege sicher sind, sie gaben uns etwas Wasser und eine Orange. Wir marschierten durch Felder, stahlen Melonen und teilten sie mit anderen, die mit uns unterwegs waren. **Als wir in Syrien ankamen, boten uns hilfsbereite Menschen am Straßenrand Essen und Trinken an.**

Danach brachte man unsere Gruppe in eine Art Schulrohbau: vier Wände und ein Dach aber noch keine Fenster. Wir wurden dort von den Rojava-Menschen zusammengetrommelt und es hieß, dass wir nächsten Morgen mit dem LKW nach Kurdistan in Sicherheit gebracht werden.

Auf dem Weg nach Syrien verlor ich meinen dreijährigen Sohn aus den Augen. Er hatte sich unbemerkt von mir entfernt und zwei Tage lang wusste ich nicht, wo er ist und ob er noch lebt. Ich war wie gelähmt vor Angst. Ich erinnere mich, dass ich innerlich nur noch funktionierte.

Und dann gab es diesen unglaublichen Moment. In der Morgendämmerung, kurz bevor die LKWs nach Kurdistan abfahren sollten, fanden wir uns wieder. Frauen und Kinder sollten zuerst einsteigen und dann stand er auf einmal da. **Heute erkenne ich, was für ein besonderer Moment das war, aber damals war ich emotional schon so abgestumpft, dass ich keine Emotionen zeigen konnte. Körperlich ging es mir weiterhin sehr schlecht. Ich blutete immer noch stark und verlor mit jedem Tag an Kraft. Ich hatte keine Milch mehr und das Baby schrie unaufhörlich vor Hunger.**

Eine Frau, die neben uns saß, hatte ein Glas Nutella bei sich und gab meinem Sohn etwas davon. Auch meiner Tochter gab ich etwas, damit sie irgendwas zu sich nimmt. Es funktionierte. Ich funktionierte. Mehr war nicht mehr da.

In Kurdistan angekommen, wurden wir erst in provisorischen Hütten und Zelten untergebracht. Meine Tante blieb bei uns, damit wir nicht alleine waren. Anschließend wurden wir mit einem Auto weitergefahren. Wir saßen sehr gedrängt, weil so viele Menschen in das Auto gepresst wurden, wie es nur ging. Ich blutete immer noch und war sehr erschöpft. **Eine andere Frau gab mir Tabletten, die die Blutung stoppen sollten.**

Wir wurden mit dem Auto zu einem Haus gebracht, auf dessen Dach wir schlafen konnten. Es gab aber keine Sicherung an dem Haus, sodass ich uns wieder mit dem Seil aneinander schnürte, damit niemand im Halbschlaf vom Haus runterstützen konnte.

In dieser Zeit fand mein Mann uns wieder. Wir waren überglücklich, nun nicht mehr allein zu bleiben. **Aber als wir ihm erzählten, dass wir seine 80 Jahre alte Mutter zurücklassen mussten, wollte er sie suchen gehen.** Er ging also schon bald zurück in unseren Heimatort und verließ uns wieder. Und wir waren wieder alleine.

Meine Schwiegermutter wurde in der Zwischenzeit vom IS auf der Straße aufgegriffen. Sie musste ihren Schmuck und ihren Ring abgeben. Aber dann ließ man sie einfach liegen. Sie konnte nicht mehr nach Hause, das war besetzt. Sie versuchte sich also von Beeren und Früchten zu ernähren, die sie am Straßenrand fand. Später sahen wir Fotos von ihr, wie sie schmutzig und stark abgemagert am Straßenrand saß. Mein Mann hatte sie gefunden.

Irgendwann erfuhren wir auch, was mit meinem Vater passiert war. Er hatte sich bei meinem Elternhaus versteckt und wollte die Stadt nicht verlassen. Er hatte ein Loch gegraben und eine Matratze hineingelegt, um so den Überfall vom IS abzuwarten und später wieder rauszukommen, wenn die Luft rein war. Er wurde aber verraten und der IS fand ihn. **Sie legten Sprengsätze um sein Versteck herum, gossen Öl darüber, zündeten es an und ließen es explodieren. Danach fand man kaum etwas von ihm. Hunde gruben irgendwann Knochen aus.** Ein Arzt bestätigte, dass es mein Vater war. Mein Familie hat später alle Knochen beerdigt, die sie finden konnte. Das ist eine Art Abschied, die niemand verdient.

Von Kurdistan aus flohen wir weiter zu Fuß in die Türkei. Manchmal haben wir nur eine halbe Stunde geschlafen und sind dann weitergelaufen. Manchmal waren unsere Schuhe kaputt und wir mussten barfuß weitergehen. Wir alle hatten zu wenig Schlaf, ich war körperlich am Ende, aber wir gingen weiter, weil wir mussten.

Und dann ging mein Sohn ein zweites Mal verloren.

Er saß auf einem Pferd, weil er durch die Berge nicht mehr laufen konnte und dann muss sich das Pferd von der Gruppe getrennt haben. Als wir es bemerkten, war es schon zu spät. **Wir riefen um Hilfe** und baten alle Menschen um uns herum, nach ihm zu suchen. **Stunden später kamen Rojawa-Menschen auf uns zu und sagten, dass auf einem Berggipfel ein kleiner Junge sitzt und allein ist.** Wir ließen uns sofort hinführen und da saß er, in einen Rojawa-Schal gewickelt und spielte mit den Steinen. Ich weiß nicht, wie mein kleiner Sohn das durchgehalten hat.

In der Türkei angekommen wurde wir an der Grenze von einem Bus aufgesammelt. Nach einer fast 24-stündigen Busfahrt kamen wir in ein Flüchtlingsheim **und ich erhielt endlich medizinische Behandlung. Meine Tochter war nun 40 Tage alt. Und ich lag einen Monat zusammen mit ihr im Krankenhaus.**

Die Kosten wurden von NGOs aus Deutschland, Amerika und dem Vereinigten Königreich bezahlt. Sie haben mein Leben gerettet! Durch den hohen Blutverlust waren meine Hände, Arme und Beine schon ganz weiß geworden.

Wir erholten uns ein wenig, bevor wir weiterzogen. **Mittlerweile war auch mein Mann wieder zu uns gestoßen. Er versuchte in der Türkei einen Job zu finden,** sodass wir etwas Geld verdienen konnten. Aber wir konnten dort nicht Fuß fassen.

Wir entschieden uns, weiterzufliehen.

Ein Fluchthelfer sollte uns in Richtung Bulgarien bringen und wir bezahlten ihn. Wir stiegen in einen Bus ein aber er ließ uns einfach irgendwo raus und fuhr dann weg.

Wir waren alleine, standen verloren im Nirgendwo, konnten uns nicht verständigen und hatten keine Orientierung. Er hatte uns um unser Geld betrogen. Dann entdeckte uns ein Kurde, der eine Bäckerei hatte. Er sagte: Kommt rein, ihr braucht Wärme. Er nahm mich, meine Kinder und eine andere Frau auf. **Wir hatten so große Angst, wieder in eine Falle zu laufen... Ich hatte den Glauben an Menschen verloren.**

Aber dieser Mann und seine Frau gaben uns Windeln, Essen, Wasser und ließen uns bei sich waschen. Wir nahmen alles an und doch hatten wir weiterhin so große Angst, dass wir aus dem Badezimmerfenster flohen und uns hinter den Mülltonnen im Hof versteckten. Als sie uns am nächsten Morgen fanden, sagten sie, dass sie uns die ganze Nacht gesucht haben und baten uns wieder reinzukommen. **Das war echte Menschlichkeit und hat mir ein Stück Vertrauen zurückgegeben.**

Mein Mann entschied nach der Erfahrung erst einmal alleine weiterzufliehen, um einen sicheren Weg für uns nach Deutschland zu finden. Er schaffte es in etwa einem Monat von der Türkei bis nach Deutschland – **manchmal per Anhalter, manchmal mit kleinen Booten.** Er war während der ganzen Zeit verletzt, weil sein Knie im Krieg schwer beschädigt wurde. In Deutschland angekommen, war sein Gesundheitszustand so schlecht, dass er **sofort notoperiert** wurde und lange mit Krücken gehen musste. Diese Verletzungen verfolgen ihn bis heute.

Während mein Mann in Deutschland war, sind wir mit Hilfe von türkischen Pässen **wieder in Kurdistan gelandet.** Wir wurden in einem **Flüchtlingscamp** in einer kleinen Hütte untergebracht. Bei uns waren zwei Verwandte. Mein Bruder versuchte für uns Geld zu verdienen und malte Bilder, die er verkaufte. Aber es reichte für uns alle nicht mal ansatzweise. **Es gab für uns im Camp sehr wenig zu essen.** Eine Zeit lang bestand unser Tag aus einem Ei am Morgen für die Kinder und ansonsten ausschließlich durch Pulvermilch, das wir drei aßen. **Die Milch und andere Dinge wurden aus der ganzen Welt an das Camp gespendet.** Einmal in der Woche gab es große Ausgaben: Windeln, Milchpulver und auch Kleidung. **Im Winter war es bitterkalt, im Sommer sehr heiß.** Strom gab es nicht. Wir hatten Gasflaschen und Lampen, die auch mit Gas funktionierten. **Alles war sehr einfach, aber wir überlebten dort über ein Jahr lang.**

Unsere Familie war mittlerweile überall verstreut. Manche gingen nach Erbil, in die Hauptstadt der Region. Eine Schwester von mir wurde von dort entführt und war drei Tage verschwunden, bevor sie sich befreien konnte. Meine Mutter hielt das alles irgendwann nicht mehr aus: erst die Toten, dann die Angst, noch mehr Familienmitglieder zu verlieren. Sie brach zusammen und lag lange im Krankenhaus. Sie konnte monatelang nur liegen, bekam dadurch starke Rückenprobleme und andere Beschwerden. Später ist sie dort gestorben.

Mein Bruder, der gut Englisch konnte, konnte später über eine der NGOs nach Amerika ausreisen. **Schließlich hatte es aber auch mein Mann geschafft und einen Familiennachzug bewilligt bekommen. So kamen auch wir im Juli 2017 nach Deutschland.** Wir waren zuerst bei meinem Mann, der in einer kleinen Wohnung untergekommen war. Und dann begegneten wir einem deutschen Mann aus Bocholt, der uns alle bei sich zuhause aufnahm. Er hatte ein großes Haus und sagte: „Ich habe Platz. Kommt doch zu mir.“ Der Mann hatte einen Hund, der den Kindern wieder ein Lächeln ins Gesicht zauberte. Das war schön zu sehen. Er schenkte meinem Sohn außerdem ein Kuscheltier, das bis heute ein wichtiges Erinnerungsstück für uns ist.

Ein paar Monate später half uns der Mann ein eigene Wohnung zu finden. Er selbst verkaufte sein Haus und wollte etwas Neues erleben. Vor zwei Jahren aber starb dieser für uns so wichtige Mensch, leider bei einem Autounfall. Das hat uns alle sehr schwer getroffen...

Einen besonders wichtigen Menschen möchte ich, Basee, aber am Ende nochmal hervorheben: **In Bocholt hat mich vor allem Petra van Bruck durch mein Trauma begleitet. Sie hat mir in jeder Hinsicht geholfen, wie es ein Mensch mit meiner Geschichte nur hoffen kann. Ohne sie würde ich mich heute immer noch nicht aus dem Haus trauen.**

Text: Basee & Anas, März 2026

Sie möchten mehr über die
Ausstellung oder das
Rahmenprogramm erfahren?
Vielleicht sogar Ihre ganz
persönliche Fluchtgeschichte
erzählen?

Dann melde Sie sich bei uns:



Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

**AUSSTELLUNG
STADTMUSEUM BOCHOLT**

Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

**Awin & Maya, Syrien -
geschlechtsspezifische Verfolgung**

Der Text thematisiert Krieg, Flucht und eine gefährliche Reise mit minderjährigen Kindern. Es geht um den Tod des Ehemanns, die dauerhafte Trennung von Angehörigen und die Angst vor dem Verlust der eigenen Kinder. Geschildert werden körperliche Erschöpfung, Festnahme, traumatische Erinnerungen und Flashbacks.

Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

Nach dem Tod ihres Mannes lebt Awin mit ihren drei Töchtern allein in Syrien. Während der Krieg ihre Sicherheit bedroht, wächst zugleich die Angst, dass die Familie ihres Mannes ihr die Kinder wegnehmen könnte. Awin trifft eine folgenschwere Entscheidung: Sie verkauft nahezu alles, verlässt ihre Familie und macht sich 2016 mit ihren Töchtern auf den Weg nach Europa. Ein Jahr lang führt die Flucht sie zu Fuß durch verschiedene Länder, über gefährliche Grenzen und durch Nächte unter freiem Himmel. Die Verantwortung für das Überleben ihrer Kinder trägt sie dabei weitgehend allein.

Ihre Tochter Maya erinnert sich an Vieles nur in Bruchstücken. Solange ihre Mutter bei ihr war, fühlte sie sich geschützt – selbst dann, wenn Awin körperlich und seelisch längst an ihre Grenzen gelangt war. In Bocholt beginnt die Familie schließlich, sich ein neues Leben aufzubauen. Mutter und Tochter erzählen gemeinsam von Abschied, Erschöpfung und Erinnerungen, die bis heute schmerzen, aber auch von Zusammenhalt, Selbstbestimmung und der Freiheit, das eigene Leben wieder selbst gestalten zu können.

Awin & Maya

Mein Name ist Awin. Ich komme aus Syrien, bin alleinerziehend und Muslima. Ich wurde Mitte der 1980er Jahre geboren und lebe seit 2017 mit meinen Kindern in Deutschland.

Bevor wir geflohen sind, war unser Alltag in Syrien eher ruhig und sehr familiär.

Ich war Hausfrau und betreute meine Kinder viel von zu Hause aus. Die Älteste ging aber schon zur Schule, sie war damals in der ersten Klasse. Vormittags schaute ich, dass alles sauber und aufgeräumt war. Ich kochte Essen, und nachdem meine Tochter aus der Schule kam, aßen wir alle zusammen. Abends, kurz vor dem Abendessen, sind wir oft noch einmal alle rausgegangen, weil es bei uns in Syrien tagsüber oft so warm war, dass wir lieber im Haus blieben. Wir sind dann gemeinsam einkaufen gegangen und später wieder nach Hause. **Wir waren eine ganz normale Familie.**

Dann ist alles gekippt. Zwei Jahre bevor wir geflohen sind, habe ich meinen Ehemann verloren.

Plötzlich musste ich mit unseren drei Kindern alleine klarkommen. Ich bekam zwar Unterstützung von meinen Brüdern und denen meines Mannes, aber das Leben war trotzdem sehr hart und anstrengend für uns.

In Syrien haben Frauen in vielen Dingen weniger Rechte als Männer. Ich hatte große Angst, dass die Familie meines Mannes mir die Kinder wegnehmen würde und ich sie nie wiedersehen darf. Vielen Frauen in Syrien passiert dieses Schicksal. Sobald der Ehemann nicht mehr da ist, übernimmt seine Familie die Kontrolle über dich als Frau und auch über deine Kinder. Sie gehen davon aus, dass du bald einen neuen Mann heiraten wirst, neue Kinder bekommst und die alten dann verstößt. **Wenn Männer entscheiden, dass sie dir die Kinder wegnehmen wollen, können sie das problemlos machen und du kannst nichts dagegen unternehmen. Je länger mein Ehemann also verstorben war, desto größer wurde meine Sorge, dass mir meine Kinder weggenommen werden.** Das wollte ich um jeden Preis verhindern. Ich wollte bei meinen Kindern bleiben!

Dazu kam die Lage um uns herum. In Syrien herrschte Krieg, sodass wir uns nicht mehr sicher fühlten. **Für uns wurde immer klarer, dass, wenn wir blieben, es für keinen von uns eine sichere und gute Zukunft gibt** – vor allem nicht für die drei Mädchen im Alter von 5, 7 und 11 Jahren. **Ich wollte, dass meine Kinder in Frieden leben und dass sie keine Angst haben müssen. Dass sie als Frauen nicht unterdrückt werden und sich nie unterdrückt fühlen müssen. Ich wollte, dass sie selbstständig leben können, ohne jemand anderen zu brauchen. Also habe ich im Mai 2016 die Entscheidung getroffen zu gehen.**

Die Vorbereitung war für uns alle sehr schmerzhaft.

Meine Familie und auch die Kinder wussten Bescheid und halfen so gut sie konnten. **Wir mussten vieles zurücklassen. Wir haben alles verkauft, was wir hatten: Kleidung, Dinge aus dem Haushalt, alles, was irgendwie Geld bringen konnte.**

Wir brauchten das Geld für die Flucht und für Schlepper. Menschen, die uns auf einzelnen Strecken gegen Bezahlung geholfen haben. Und dann kam dieser Moment, den ich bis heute nicht vergessen kann. Wir ließen unser Zuhause hinter uns. Ich ließ meine Familie zurück, meine Mutter und meine Geschwister. Auch meine Kinder mussten sich von ihren Lieben und engen Bezugspersonen verabschieden. Das war eine sehr schlimme Situation in unserem Leben. Alles fühlte sich endgültig an. **Wir wussten nicht, ob wir unsere Familie jemals wiedersehen würden.** Das hat uns allen das Herz zerbrochen und bis heute belastet uns dieser Moment schwer.

Bis heute haben wir niemanden aus unsere Familie wiedergesehen.

Wir haben auf unserer Flucht nichts mitgenommen außer unsere **Kleidung am Körper, unsere Rucksäcke und unser Stammbuch.** Ich wollte Beweise bei mir haben, dass meine Kinder auch wirklich zu mir gehören und sie mir nicht weggenommen werden.

Wir waren ein Jahr lang unterwegs.

Am Anfang haben uns meine Brüder begleitet. Sie wollten uns so lange beschützen, wie sie konnten. Dann ist eines Tages etwas passiert und wir mussten uns verabschieden, weil sie nicht weiterreisen durften. Ab da war ich für mich und die Kinder allein verantwortlich. **Über mein Smartphone konnten wir zum Glück Kontakt zu meiner Familie halten. Über Anrufe haben sie uns Mut gemacht, weiterzugehen und nicht aufzugeben.** Und wir selbst haben alle versucht, daran zu glauben, dass wir es schaffen werden.

Ich erinnere mich gut daran, wie schwer es war, mit drei kleinen Kindern unterwegs zu sein. Ich musste alleine entscheiden, welchen Weg wir gehen, welchen Menschen wir vertrauten und wie wir weitermachten. **Ihr Schicksal lag in meinen Händen. Was, wenn ich die falsche Entscheidung treffen würde?**

Wir waren schließlich in einer Gruppe unterwegs und liefen und liefen und liefen.

Wir liefen von Syrien in die Türkei. Man durfte in der Gruppe nicht zurückfallen, weil man sonst einfach abgehängt wird. Das war sehr schwer für uns. Denn die Kinder konnten nicht so schnell laufen und ich konnte sie nicht tragen. Wir hatten alle große Angst, den Marsch nicht durchzuhalten. Gleichzeitig gab es aber auch immer wieder Menschen, die uns geholfen haben. Manche sind zurückgekommen, wenn sie gesehen haben, dass wir Hilfe brauchen. Manche hatten noch etwas Kraft in sich und haben uns gestützt, damit wir weiterkommen.

Von der Türkei aus liefen wir weiter in Richtung Bulgarien. Dort blieben wir eine Weile und erholten uns. Nach ein paar Monaten wollten wir weiter nach Serbien. Wir liefen wieder los, doch das Wetter war sehr schlecht. Es regnete, gewitterte und stürmte unterwegs heftig. Irgendwann konnten wir nicht mehr und wurden kurz darauf **von der Grenzpolizei gefangen** und wieder zurück nach Bulgarien gebracht. **Wir versuchten es ein zweites Mal mit dem Ziel Griechenland.** Dieses Mal half uns jemand, eine sichere Fluchtroute zu finden. Wir liefen weiter. Wir schliefen bei Wind und Wetter draußen. Es war nachts sehr kalt und ich versuchte die Kinder zu schützen und zu wärmen, aber meine Kräfte waren langsam aufgebraucht. Ich konnte nicht mehr. **Dennoch haben wir es irgendwie nach Griechenland geschafft.** Dort registrierten wir uns in einer Aufnahmestelle. Ein paar Wochen später wurden wir mit dem Auto nach Athen gebracht und dann in die Niederlande geflogen, bevor wir schließlich nach Deutschland kamen.

Ich kann mir heute manchmal selbst nicht vorstellen, wie wir das geschafft haben. Wie wir draußen waren. Wie wir das Wetter ausgehalten haben. Wie wir das überlebt haben.

In Mayas Erinnerung ist die Fluchtgeschichte nicht mit großen Angstgefühlen besetzt. Sie erzählt, dass sie sich immer sicher gefühlt hat, wenn Awin an ihrer Seite war. Sie hat die tatsächliche Gefahr nicht wahrgenommen, weil ihre Mutter alles abgeschirmt hat. Sie spürte zwar, dass die Situation für alle anstrengend und stressig war, aber ihre Mutter war immer ihr Schutzort. Dennoch gab es Situationen, an denen sie bemerkt hat, wie schlecht es ihrer Mutter ging. Als sie von der Polizei festgenommen wurden, mussten diese sie unter den Armen gestützt zum Auto bringen, weil Awin nicht mehr laufen konnte. Sie war völlig entkräftet. Maya erinnert sich heute nur an Bruchstücke der Geschichte. Sie beschreibt es als Flashbacks und ist sich sicher, dass ihr Kopf vieles vor ihr versteckt, um es erträglicher zu machen.

Als wir in Deutschland ankamen, begann für uns eine neue Etappe. Wir wurden angemeldet und blieben etwa einen Monat lang in einer Erstunterkunft, bis unsere Papiere fertig waren. Danach ging es für vier Monate weiter an einen anderen Ort.

Dort wurde entschieden, dass wir nach Bocholt gehen müssen. Ich wusste anfangs nicht, wo Bocholt liegt. Man zeigte es mir auf einer Karte und als wir ankamen, war unser erster Eindruck erstmal etwas traurig. Uns war versprochen worden, dass wir in Bocholt in einer Wohnung oder in einem Haus leben dürfen, aber dann standen wir wieder vor einem Heim. **Fast zwei Jahre lebten wir insgesamt in Flüchtlingsheimen.**

Aber in Bocholt wurde es dann langsam besser. Es gab hier viele nette Menschen, die uns geholfen haben. Eine Frau möchte ich besonders erwähnen. Sie hat uns bei allen Papieren unterstützt, schnell und zuverlässig. Sie hat mir Mut gemacht und uns ein eigenes Zimmer besorgt. Wir bekamen von ihr Kleidung. Und sie organisierte, dass meine eine kleinste Tochter zum Sport mitgenommen wurde.

Alle Kinder wurden in der Schule angemeldet. **Und Schritt für Schritt wurde aus dem Heim ein Ort, an dem wir alle langsam wieder aufatmen konnten.**

Heute geht es uns richtig gut. Wir sind sehr dankbar für die Mitarbeitenden und HelferInnen, die uns aufgefangen haben. Bocholt fühlt sich für uns sicherer an als eine Großstadt. Es ist eine kleine, ruhige Familienstadt. Wir gehen oft als Familie raus, besonders am Wochenende.

Ich wünsche mir sehr, dass meine Kinder die Schule beenden. Dass sie eine Ausbildung schaffen und Arbeit finden. Ich wünsche mir, dass sie ein sicheres Leben führen können. Ich wünsche mir, dass wir hierbleiben dürfen und nicht nach Syrien zurückgeschickt zu werden. Über meine Gefühle zu sprechen ist schwer. Ich versuche, nicht zu viel über alles nachzudenken – weil es sehr weh tut.

Auch Maya ist stark ergriffen. Für sie ist es sehr schwer, ihre Mutter im Interview zu sehen und noch mal mit ihr zusammen die Geschichte zu durchleben. Sie selbst kann sich an vieles erinnern. Die Geschichte aber wiederholt aus der Perspektive ihrer Mutter zu hören, ist sehr aufwühlend für sie: Besonders als Awin über ihre Mutter spricht, die sie seit der Flucht nicht mehr gesehen hat. Die Angst, dass sie sie nie wieder sehen wird und auch später ihre Gräber nicht besuchen werden kann, nimmt Awin sehr stark mit. Auch für Maya ist das Thema hoch emotional. Weinend stützen sie sich beide in diesem Moment.

Maya beendet das Interview mit folgenden Worten:

Trotzdem tut es gut, unsere Geschichte zu teilen. Es ist, als würde man etwas aus sich herauslassen, das sonst immer feststeckt. Und ich nehme aus allem auch Kraft mit: **Wenn ich meine Mutter ansehe, denke ich oft: Wenn sie das geschafft hat, dann schaffe ich das auch. Ich habe heute FreundInnen. Ich bin in der Schule. Ich arbeite. Ich kann Dinge tun, die ich will. Ich fühle mich frei. Ein Leben, das wieder uns gehört.**

Sie möchten mehr über die
Ausstellung oder das
Rahmenprogramm erfahren?
Vielleicht sogar Ihre ganz
persönliche Fluchtgeschichte
erzählen?

Dann melde Sie sich bei uns:



Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

AUSSTELLUNG
STADTMUSEUM BOCHOLT

Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

Christine, DDR -
Politische Unterdrückung und Unfreiheit

Der Text thematisiert politische Überwachung, staatliche Repression und Verhöre. Es geht um eine riskante Flucht mit einem minderjährigen Kind und die Angst vor einer Festnahme. Geschildert werden der Verlust von Heimat, berufliche Benachteiligung und die Belastungen eines vollständigen Neubeginns.

Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

Christine Büning wächst in der DDR auf, studiert in Ost-Berlin und baut sich als Ingenieurin und alleinerziehende Mutter ein eigenständiges Leben auf. Doch staatliche Kontrolle, politische Anpassungserwartungen und eingeschränkte Reisefreiheit bestimmen zunehmend ihren Alltag. Nachdem ihr Ausreiseantrag mehrfach abgelehnt wird, fasst sie 1989 einen riskanten Entschluss: Gemeinsam mit ihrer kleinen Tochter will sie die DDR heimlich über Ungarn verlassen.

Mit sorgfältig vorbereiteten Papieren, zwei Koffern und der ständigen Angst, bei einer Grenzkontrolle entdeckt zu werden, gelingt ihnen kurz vor dem Fall der Mauer die Flucht in die Bundesrepublik. Es folgen berufliche Neuorientierung, die Herausforderungen des Lebens als alleinerziehende Mutter und schließlich der Neubeginn in Bocholt. Christines Geschichte erzählt von staatlicher Enge und persönlichem Mut. Aber auch davon, wie aus dem Wunsch nach Reisefreiheit ein selbstbestimmtes Leben ohne Mauern wurde.

Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

Christine

Heute bin ich Rentnerin. Dreißig Jahre lang arbeitete ich an der Fachhochschule in Bocholt im Fachbereich Maschinenbau und durfte den Aufbau der Hochschule aktiv mitgestalten. Elf Jahre lang wirkte ich im Bocholter Stadtrat mit. Mein Lebensweg ist geprägt von meiner Kindheit und Jugend in der DDR, von der Flucht 1989 und vom anschließenden Neubeginn im Westen, zunächst in Frankfurt am Main und später in Bocholt.

Geburt und Kindheit

Meine Geburtsstadt heißt Rathenow und liegt etwa 80 km westlich von Berlin. Die Kreisstadt im Bezirk Potsdam* zählte damals ca. 34.000 Einwohner. Ich wuchs gemeinsam mit meiner drei Jahre jüngeren Schwester in einer politisch neutral eingestellten Lehrerfamilie auf. Ich war Mitglied der Jung-, Thälmannpioniere und FDJ. Im Vordergrund stand die Gemeinschaft, nicht die politische Überzeugung. Schon früh entdeckte ich meine Begeisterung für den Sport und erzielte gute Erfolge in der Leichtathletik. Dazu kamen gute Sportfreundinnen und -freunde. Meine sportlichen Leistungen konnte ich weiter steigern und gehörte zu den Besten über die 400 m und 800 m Distanz im Bezirk Potsdam.

In der DDR wurde der Sport generell stark gefördert und ich fiel bei der üblichen Sichtung der Sportschule Potsdam durch die guten Leistungen auf. **Man bot mir an, auf die Sportschule zu wechseln und eventuell Profisportlerin für die DDR zu werden.** Internationale Wettkämpfe reizten mich, aber nicht der sportliche Drill und der Leistungsdruck. So entschied ich mich, in Rathenow zu bleiben.

Parallel dazu entwickelte ich ein starkes Interesse für Sprachen. Russisch und Englisch wurden in der DDR hauptsächlich gelehrt. **Schon früh träumte ich von Reisen in die Ferne. Ab der 3. Klasse lernte ich Russisch, denn sprachbegabte Schülerinnen und Schüler fasste man zu einer „R“ Klasse zusammen. Statt „Nadelarbeit“ stand nun „Russisch“ auf dem Stundenplan und ab der siebten Klasse wurde verpflichtend „Englisch“ gelehrt.** Doch der Englischunterricht bot mir mehr als nur Vokabeln und Grammatik. Der amerikanische Sprachstil, Landeskunde und Geschichten aus fernen Ländern gehörten dazu. Der Wunsch, nach New York, oder wenigstens nach London zu reisen, um die Welt jenseits der Grenzen zu entdecken, keimte wieder auf. Die DDR-Schulzeit erscheint mir im Rückblick als eine sehr schöne Zeit.

Jugend und Studium

Im Schulalltag musste ich wie alle anderen Mitschüler **jeden Tag darauf achten, keine unbedachten negativen Bemerkungen über den Staat zu äußern.**

Untereinander entwickelten wir ein feines Gespür dafür, wem man vertrauen und offen über die DDR sprechen konnte, ohne Konsequenzen befürchten zu müssen. In Rathenow war es möglich, ARD und ZDF, später auch SAT.1 zu empfangen. Dadurch erhielten wir einen **direkten Einblick in das westliche Leben** und die gesellschaftlichen Verhältnisse. Das half uns, die offizielle Darstellung der DDR kritisch zu hinterfragen. 1978 schloss ich das Abitur ab.

Der Numerus clausus meines Wunschstudienganges „Lebensmitteltechnologie“ in meiner Lieblingsstadt Berlin bescherte mir zwei Semester Wartezeit. In der DDR wurden die Studienplatzvergabe mit Wartezeiten zentral gelenkt. **Einige Studiengänge sperrte man für Nicht Genossen.** Bei den Ingenieurstudiengängen war keine Parteizugehörigkeit nötig. Von September 1978 bis August 1979 musste ich in die Praxis. Ich wurde an den VEB Molkerei und Trockenmilchwerk Rathenow vermittelt, wo ich 1979 die Facharbeiterprüfung ablegen konnte.

Die Ausbildung war fachlich leicht, körperlich schwer. Sie stärkte meinen Entschluss, das Studium unbedingt abzuschließen. Vom meinem ersten verdienten Geld flog ich mit Jugendtourist nach Bulgarien ans Schwarze Meer. Ab dem 01.09.1979 studierte ich in Berlin an der Humboldt Universität (HUB) Lebensmittelingenieurwesen. Dieser Studiengang war bis 1961 der Technischen Hochschule in Berlin (West) angegliedert. Seit dem Mauerbau 1961 bot man ihn mit fast gleichen Lehrinhalten im Ostteil der Stadt an der HUB an. Ich zog in eine Wohngemeinschaft des Studentenwohnheims der HUB in Berlin Lichtenberg zusammen mit 8 weiteren Mädchen. Die WG umfasste 4 Zimmer, Küche, Dusche und WC, ein. Die Zimmer waren warm, möbliert und wir erhielten außerdem 200 Mark Stipendium. Unter den Voraussetzungen konnten wir uns sehr gut auf das Studium konzentrieren.

Das Studium, technisch und naturwissenschaftlich geprägt, war anspruchsvoll und arbeitsintensiv, aber auch eine sehr schöne Zeit. Wir Studierenden halfen uns gegenseitig, alle wohnten unter einem Dach und waren erreichbar. In der Heimdisco tanzten wir dann gemeinsam nach getaner Arbeit und bestandenen Prüfungen oft bis morgens um 4.00 Uhr. Es ging lustig zu, es waren die 80er Jahre, bunt und fröhlich, auch bei uns. Ich stellte mir oft vor, wie es auf Ibiza wäre. Ich hatte im Westfernsehen Berichte über die dortigen Discotheken gesehen. Das wäre ein Traum, mal dort abzutanzten!!

Mit Hilfe von Zuschüssen konnte die Seminargruppe jedes Jahr eine mehrtägige Exkursion innerhalb der DDR unternehmen. Zwar gehörte der Besuch einer Molkerei zum Pflichtprogramm, ansonsten hatten wir Studierenden viel Zeit für uns. Wir übernachteten in Jugendherbergen, abends wurde ordentlich gefeiert. Diese Ausflüge gaben uns die Möglichkeit, Freundschaften zu vertiefen und **ein Stück Freiheit zu genießen, weil man unter sich war**. Bei unseren regelmäßigen Treffen erzeugten und erzeugen viele Fotos von diesen Ausflügen noch heute Gelächter. Am Ende unseres Studiums 1983 standen die Abschlussfeierlichkeiten an. **Für die letzte Vorlesung schmückten wir den Hörsaal und stellten einen Kassettenrekorder auf, über den westliche Musik, unter anderem der Song „Sonderzug nach Pankow“ lief. Wir luden den Fachbereichsleiter Prof. H. ein. Als Professor H. die Musik hörte, verzog er das Gesicht und verließ den Hörsaal. Er stellte bei der Universitätsleitung offiziell den Antrag, uns vorzeitig zu exmatrikulieren.** Somit sollte uns der Abschluss verwehrt werden. Nur durch den engagierten Einsatz und Fürsprache unseres Vertrauensprofessors Prof. R. händigte man uns die Diplom Zeugnisse aus. Prof. R. stellte zu der Zeit einen Ausreiseantrag. Er wurde suspendiert, der Antrag erst Jahre später bewilligt. Im Westen leitete er die Milchwirtschaftliche Versuchs- und Lehranstalt in Krefeld von 1987 bis zu seinem Ruhestand. Die Seminargruppe hielt Kontakt zu ihm.

Zu Beginn der Diplomphase war ich schwanger. **Die Themen der Diplomarbeiten wurden zentral vergeben, genauso wie die späteren Arbeitsplätze.** Alles hing öffentlich im Lichthof aus, Datenschutz kannte man nicht. So erfuhr ich, dass ich im VEB Molkerei und Trockenmilchwerk Rathenow, meinem Lehrbetrieb, meine Diplomarbeit schreiben sollte. Mein betreuender Professor Prof. G. hatte für mich eine spannende Aufgabe: **„Wie kann bei der handelsüblichen Butter der Fettgehalt ohne zusätzlichen Aufwand gesenkt werden?“ Das eingesparte Fett sollte in den Export gehen, um Devisen zu erwirtschaften.** Ich ging zurück in ihren Lehrbetrieb und begann mit den Versuchen.

Das Ergebnis entsprach jedoch nicht den Erwartungen von Betrieb und Staat. Eine Senkung des Fettgehalts ohne Qualitätsverlust konnte nur mit zusätzlichen Kosten, mehr Arbeitszeit oder Zusatzstoffen erreicht werden. Die Betreuerin in der Molkerei Frau U. bewertete die Arbeit als nicht erfüllt und gab mir eine 5. Außerdem erklärte mir die Betriebsleitung, dass sie keine berufliche Zukunft in diesem Betrieb für mich sehen. Prof. G. hatte das Ergebnis erwartet, tröstete mich, gab mir die Note „sehr gut“ und schlug mich für den Agrarpreis der DDR vor. Er wurde bewilligt und ich erhielt 50 Mark als Büchergutschein.

Beruflicher Werdegang

Die Molkerei in Rathenow hatte über mich ein Einstellungsverbot verhängt, ich fand eine Anstellung im Backwarenkombinat Potsdam, Sitz in Rathenow. Ich war im 5. Monat schwanger und arbeitete als Projektingenieurin in der Forschungs- und Entwicklungsabteilung. Nach zwei Jahren zog die Abteilung um und befand sich außerhalb von Rathenow. **Mein neuer Chef bestand kompromisslos auf einen Arbeitsbeginn um 6.30 Uhr. Für mich ein Problem, weil sich Arbeitszeit, Arbeitsweg und die Öffnungszeiten der Kita nicht vereinbaren ließen.** Ich kam oft zu spät und erhielt eine Abmahnung. Schließlich kündigte ich entnervt. Dank eines Tipps der Personalleiterin wechselte ich zum Reißverschlusswerk, Abteilung Verkauf. Dieses Werk war in der DDR der Alleinhersteller von Metallreißverschlüssen.

Das Reißverschlusswerk lag gut erreichbar mitten in der Stadt, und im Winter fuhr ein Werks Bus in der Nähe der Kita ab. Zunächst arbeitete ich zwei Jahre als Gruppenleiterin im Verkauf, dann wurde ich zur Abteilungsleiterin befördert. **Zeitgleich legte man mir nahe, der SED beizutreten**, doch ich war vorbereitet und hatte von meiner Vorgängerin erfahren, dass diese nicht in der Partei gewesen war. So lehnte ich ab und bekam trotzdem den Job.

Als stellvertretende Direktorin für Absatz verdiente ich sehr gut, bekam aber auch **tiefe Einblicke in die wirtschaftliche (Schief) Lage des Werkes**. Der Staat erteilte vielen Produktionsbetrieben, darunter auch dem Reißverschlusswerk, den Auftrag Devisen zu erwirtschaften."

Ich musste mehrmals im Monat nach Berlin fahren, um beim zuständigen Außenhandelsbetrieb die Lieferungen ins NSW, also ins nichtsozialistische Ausland, genehmigen zu lassen. Das bedeutete, dass kein Export ohne Genehmigung möglich war. Devisen, die durch die Exporte erwirtschaftet wurden (Westmark, Französische Francs usw.), flossen nicht an das Werk in Rathenow, sondern direkt auf das Konto des Außenhandelsbetriebes. **Das zeigte mir die strikte Kontrolle des Staates über Devisen und die Produktion.**

Der Betriebsleiter und meine Vorgesetzte drängten mich, ein Außenhandelsstudium an der Hochschule für Außenwirtschaft in Berlin aufzunehmen. Ich hielt das Studium für sinnlos, weil meine praktischen Erfahrungen und der theoretische Lehrstoff nicht zu den tatsächlichen Herausforderungen meines Arbeitsalltags passten. Zu der Zeit stellte ich den Ausreiseantrag.

Zu all den wirtschaftliche Ausweglosigkeiten war das **Gefühl des Eingesperrt-seins** ständig präsent. Und Reisen war und ist mein großes Hobby. Im Sommer 1989 konnte ich mit einer Bekannten, die ich während des Außenhandelsstudium kennenlernte, nach Georgien ans Schwarze Meer reisen. Von Freunden und Bekannten wusste ich, dass Parteimitglieder auch in Länder wie Griechenland oder Österreich reisen durften.

Fluchtgedanken und Realisierung

Ursprünglich wollte ich gemeinsam mit dem Vater unserer Tochter in den Westen ausreisen. Wir lebten jedoch schon seit einiger Zeit getrennt. Er suchte im August 1989 am Balaton abends beim Bier Kontakt zu westdeutschen Bürgern. Zwei Männer aus dem Taunus (Hessen) sicherten ihm Wohnraum und Arbeit zu, sollte er es über die Grenze schaffen.

Der Ausreiseantrag wurde seitens der DDR-Funktionäre stets belächelt und mehrmals arrogant abgelehnt. **Ich wurde einige Male in die SED-Kreisleitung eingeladen und verhört.** Im August 1989 öffnete sich der Zaun nach Ungarn und eine **erste große Fluchtwelle ging durch die DDR. Einer der ersten Flüchtlinge war der Vater unseres gemeinsamen Kindes.** Ende August rief er mich an. Zu diesem Zeitpunkt wohnte er im Taunus und arbeitete in Frankfurt am Main. Er wollte mich überzeugen ebenfalls zu fliehen.

Ich beschloss, die DDR zu verlassen. ARD und ZDF zeigten täglich, dass 400 bis 600 Menschen über Nacht das Land verließen. Das verdeutlichte, dass die Flucht möglich, wenn auch riskant war. Ich stellte einen Visumantrag für Ungarn, da Ungarn damals den Grenzübertritt in den Westen nicht mehr verhinderte. In Rathenow gab es ein Reisebüro, in dem ich ursprünglich zwei Flüge nach Budapest buchen wollte. **Das Büro war aber überfüllt, der Besuch galt also bereits als verdächtig.** Schnell lief ich daran vorbei, ging weiter zum Bahnhof und kaufte zwei Fahrkarten Rathenow–Berlin–Budapest und retour, um die Reise weiter heimlich zu planen.

Die meiste Garderobe und Hausrat entsorgte ich in der Dunkelheit, damals wurden die Wohnungen von Flüchtlingen von der Staatssicherheit übernommen. **Eine Bekannte versorgte mich mit Beruhigungsmitteln, damit ich den Alltagsstress und die Nervosität bewältige.**

Seit September 1989 verschwanden viele Mitarbeiter meiner Arbeitsstelle über Nacht. Das zeigt, dass die Fluchtbewegung an Dynamik gewann. Die Unsicherheit wuchs im Alltag, aber gleichzeitig wurde der Staat durch die Ausreisewelle unter Druck gesetzt. **Der Betriebsleiter forderte die Abteilungsleiter auf, verdächtige Fluchtab-sichten zu melden.** Einige Arbeitskollegen kamen zurück, sie hatten die Flucht nicht geschafft, durften jedoch im Betrieb weiterarbeiten. **Jede Führungskraft, die einen Ausreiseantrag stellte, wurde mit geringerem Gehalt versetzt. Meine Situation war eine besondere: Meine Vorgesetzte befand sich häufig im Ausland und brauchte eine Vertretung. Deshalb durfte ich weiter als Absatzleiterin für das Inland arbeiten, obwohl ich einen Ausreiseantrag gestellt hatte.**

In den **Städten fanden weiterhin die Montagabend Demonstrationen** statt und Gerüchte über Schießereien machten die Runde. Ich achtete darauf, vor Einbruch der Dunkelheit zu Hause zu sein, doch in Rathenow blieb es erstaunlich ruhig. **Ende Oktober erhielt ich das ersehnte Visum und nahm mir eine Woche Urlaub, um die Flucht weiter vorzubereiten.** Mein Fehlen sollte erst auffallen, wenn ich sicher die Grenze überwunden hatte. **Zu meiner Bekannten brachte ich kurz vor der Flucht nachts heimlich alle meine Zeugnisse, Sozialversicherungsunterlagen und sonstigen wichtigen Papiere. Nichts sollte auf der Reise auf eine Flucht hinweisen. Eine gefälschte Einladungskarte zu einer Geburtstagsfeier in Budapest, inklusive einer echten Adresse als Ankunftsort waren Bestandteile meiner Unterlagen. Und eine verpackte Vase als Geburtstagsgeschenk. Außerdem besaß ich zwei Rückfahrkarten.**

Am Morgen des 27. Oktober 1989 machten wir uns auf den Weg zum Bahnhof. Zwei Koffer mit neuer Kleidung trug ich bei mir, **die Kleine durfte ihren Spielzeugkoffer und ihr Lieblingsstofftier mitnehmen**, während alles andere in der Wohnung zurückblieb. Der Eilzug nach Berlin fuhr um 7:00 Uhr ab. In Berlin Lichtenberg blieb noch etwas Zeit, also besuchten wir beide das moderne Café am Bahnhof, dass ich noch aus Studienzeiten kannte. Sogar westliche 80er-Jahre-Musik erklang dort, ein Hauch von Freiheit inmitten des Ost Alltags. Um 12:00 Uhr stand der Zug „Berlin–Budapest“ bereit. Wir bezogen ein leeres Abteil.

Vor Erschöpfung döste ich vor mich her, während die Kleine mit ihren Spielsachen aus dem kleinen Koffer spielte. **Die Reise nach Budapest galt als der gefährlichste Teil der Flucht:** Bei strengen Kontrollen wurden viele Menschen des Zuges verwiesen, bei denen die Polizei Fluchtabichten vermutete. Als wir die deutsch/tschechische Grenze nach endlosen Kontrollen des Gepäcks, des Ausweises und der Fahrkarten weiterreisen durften, sah ich jedes Mal meist jüngeren Leute, die auf dem Bahnsteig standen, nicht weiterfahren durften und sehnsüchtig dem Zug nachschauten.

Wir wurden vom Zugpersonal dann gebeten, zum Schlafwagenabteil zu wechseln. Im reservierten Abteil befanden sich zwei Doppelstockbetten. Eins war bereits von einem ungarischen Paar belegt. Schnell stellten wir fest, dass wir uns auf Russisch verständigen konnten. Kurz schilderte ich meine Situation. Das Ehepaar verstand sofort und sie rieten mir, bei der letzten noch verbleibenden Grenzkontrolle zwischen der ČSSR und Ungarn **stumm zu bleiben**. Dann wurde geschlafen, in der Nacht erschienen die Grenzpolizisten beider Länder. Mein Mitreisender sagte etwas auf ungarisch und sie gingen weiter. Dann rollte der Zug über die ungarische Grenze. Geschafft!! Es war der 29.10.1989 um 4.00 Uhr morgens.

In Budapest wurden wir abgeholt. Unser langer Weg führte im Auto über Ungarn, Österreich, Passau in Deutschland und weiter über Frankfurt am Main in den Hochtaunus.

Angekommen im Taunus (29.10.1989)

Zunächst wohnte ich bei Bekannten im Taunus. Nach meiner Ankunft stand für mich zunächst die **offizielle Registrierung** an. In der Hessischen Erstaufnahmeeinrichtung in Gießen erhielt ich eine Registrierungsnummer. Bei der Gemeinde beantragte ich einen Personalausweis und eröffnete ein eigenes Konto. Das Arbeitsamt in Bad Homburg betreute mich und der zuständige Sachbearbeiter zeigte Verständnis für meine fehlenden Zeugnisse. Nach einem Gespräch erhielt ich die Arbeitslosenunterstützung eines Jungingenieurs sowie Krankenscheine. Moralische und praktische Unterstützung bekam ich von meinen Vermietern. Sie erleichterten mir den Einstieg in den Alltag.

Unser ehemalige Vertrauensprofessor meldete sich und bot mir eine Stelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin in Süddeutschland an. So sehr ich mir diese Arbeitsstelle wünschte, konnte ich mich nicht überwinden, erneut den Wohnort zu wechseln. **Die Stabilität, die ich nach der Flucht gefunden hatte, war mir wichtig.**

Frankfurt am Main (Mai 1990)

Die erste Wohnung, noch gemeinsam mit dem Vater meiner Tochter, befand sich in Frankfurt-Bockenheim. Zeitgleich bemühte ich mich um einen Wohnberechtigungsschein und eine eigene Wohnung. Den WBS bewilligte man mir nach einem Jahr, eine passende Wohnung war nicht verfügbar. Dennoch gab es für mich positive Entwicklungen: Nur 15 Minuten zu Fuß entfernt erhielt die Kleine einen Kindergartenplatz. Nach einer halbtägigen Eingewöhnungszeit konnte sie einen Ganztagsplatz besuchen. Das passte genau, denn **am 1. November 1990 begann mein duales Studium zur Industriekauffrau und staatlich geprüften Betriebswirtin in Frankfurt**, täglich sechs Stunden. Das war ein Schritt, der meine berufliche Zukunft festigte.

Während des Studiums waren Praktika verpflichtend. Ich ergatterte einen Praktikumsplatz bei der Hartmann & Braun AG in Frankfurt Bockenheim. Daraus wurde eine Festanstellung. Die Firma lag fußläufig von der Wohnung entfernt, Arbeitsstelle und die Betreuung der Tochter ließen sich verbinden. **In dieser Phase war ich auf mich gestellt. Meine Tochter wurde eingeschult, doch Schule, Kinderhort und Wohnung lagen im sozialen Brennpunkt, der Alltag wurde zeitaufwendiger und stressiger.**

Über persönliche Kontakte lernte ich Bocholt kennen, die Innenstadt und die Nähe zu Holland gefielen mir. Bei einem meiner Besuche fiel ihr das Hinweisschild „Fachhochschule“ auf, damals noch am Stenernen Weg.

Angekommen in Bocholt (Januar 1995)

Für mich war klar, dass das Leben in einer Stadt wie Bocholt für eine alleinerziehende Mutter und für das Kind besser zu bewältigen war. Noch ein Grund war die damals entspannte Situation beim sozialen Wohnungsbau. Bei der Bocholter Wohnungsbaugesellschaft erhielt ich eine Wohnung, den passenden Wohnberechtigungsschein stellte die Stadt aus. Alles funktionierte innerhalb kurzer Zeit. Im Dezember 1994 fand das Vorstellungsgespräch an der Fachhochschule statt, die sich damals noch in der Gründungsphase befand. Ich erhielt eine unbefristete Stelle als Verwaltungsangestellte im Fachbereich Maschinenbau. Das war eine weitere Lebensgrundlage als alleinerziehende Mutter. Die FH konnte ich mit dem Fahrrad in sieben Minuten erreichen, meine Tochter besuchte erst die Edith-Stein-Schule und dann das Euregio-Gymnasium. Beide Schulen lagen nur ein paar Meter von der Wohnung entfernt. **Der Alltag entspannte sich.**

Insgesamt arbeitete ich 30 Jahre lang an der Fachhochschule, überwiegend in der Verwaltung, die letzten Jahre als Projektingenieurin. So beendete ich mein Arbeitsleben wie es nach dem Studium begonnen hatte. Der Fachhochschule verdanke ich viel. **Inzwischen habe ich geheiratet und im Februar 2026 fand die Silberhochzeit mit Frank statt. Wo? In Panama City! Es lebe die Reisefreiheit!!!**

Kennengelernt haben wir uns 1998 kurz vor Weihnachten. Frank und sein Bruder betrieben in Bocholt eine Gaststätte, in der auch Musikveranstaltungen stattfanden. Dort war ich eine regelmäßige Besucherin. Nach der Schließung der Gaststätte riet ich Frank zu einem Studium der „Mechatronik“ an der FH. Sein Abschluss als Ba.Eng. fiel mit der Neugründung des Studiengangs „Bionik“ zusammen und er erhielt eine Stelle als wissenschaftlicher Mitarbeiter. Dort arbeitet er heute noch.

Das zunächst sehr kleine Team der Fachhochschule bestand nicht nur aus Bocholter Arbeitskollegen, sondern sie kamen aus allen Teilen Deutschlands, teilweise aus dem Ausland. Diese Offenheit erleichterte mir die Integration in Bocholter. Mein Ankommen verband und verbinde ich mit der eigenen Wohnung, meiner Tätigkeit an der Fachhochschule und später mit meiner politischen Arbeit im Stadtrat.

Meine Tochter ist inzwischen 41 Jahre alt, wurde Mediengestalterin und studierte an der Westfälischen Hochschule in Gelsenkirchen. Jetzt lebt und arbeitet sie mit ihrem Ehemann in Köln. Er ist in Bocholt geboren und aufgewachsen.

Mit Frank teilte ich viele Hobbies, so auch das Reisen. Im Sommer fahren wir gern mit unserem Cabriolet durch Südeuropa. Als erstes Ziel wünschte ich mir Südfrankreich. Heute halten wir uns meistens in Italien auf. Im Winter reisen wir dorthin, wo es warm ist. Kenia, Thailand, Israel, Curacao, Panama... Auch die Südstaaten der USA kennen wir. Das letzte Ziel war Kolumbien. Der Kontakt zu meiner Familie ist nach wie vor sehr gut. Regelmäßig besuchen wir uns. Auch zu Schulfreunden, Auszubildenden, Kommilitonen und Sportfreunden bestehen heute noch enge Verbindungen.

Ich treibe nach wie vor gerne Sport und gehe regelmäßig laufen. Besonders gern nahm und nehme ich am Berlin Marathon teil, den ich inzwischen zehnmal erfolgreich gefinisht habe. Ich bin also „Jubilee“ und stolzes Mitglied des Jubilee-Clubs. Für mich verbindet diese Strecke alles. Sie ist eine sportliche Herausforderung und ein emotionales Erlebnis durch die ehemals geteilte Stadt zu laufen.

Der Höhepunkt: im Zielbereich nahe der Humboldt-Universität auf das Brandenburger Tor zuzusteuern und direkt hindurchzulaufen – ein unvergesslicher Moment. Mauern sehe ich keine mehr.

18.03.2026 Christine

* die Bezirke Potsdam und Cottbus wurden nach der Wende zum Land Brandenburg zusammengefasst.

Sie möchten mehr über die
Ausstellung oder das
Rahmenprogramm erfahren?
Vielleicht sogar Ihre ganz
persönliche Fluchtgeschichte
erzählen?

Dann melde Sie sich bei uns:



Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

**AUSSTELLUNG
STADTMUSEUM BOCHOLT**

Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

Elli, Bosnien – Ethnisch-religiöse Verfolgung

Der Text thematisiert Krieg, ethnisch-religiöse Verfolgung, Vertreibung und Menschenrechtsverletzungen. Geschildert werden körperliche Gewalt, Zwangsarbeit, Hunger sowie Bedrohungen mit Schusswaffen. Es geht um traumatische Erinnerungen, Panikreaktionen, Mobbing, drohende Abschiebung und die Trennung von nahen Angehörigen.

Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

Elli wächst in Bosnien auf, bis der Krieg ihre Kindheit grundlegend verändert. Als muslimische Minderheit werden sie und ihre Familie ausgegrenzt, bedroht und misshandelt. Soldaten dringen in ihr Zuhause ein, ihr Vater wird zur Zwangsarbeit gezwungen, und Hunger sowie die ständige Präsenz von Waffen bestimmen den Alltag. Nach zwei Jahren flieht die Familie über Kroatien nach Deutschland und findet 1993 in Bocholt zunächst Schutz bei einer Gastfamilie.

Doch mit der Ankunft endet die Unsicherheit nicht. Elli erlebt Mobbing, eine drohende Abschiebung und die erzwungene Rückkehr ihrer Eltern nach Bosnien. Bis heute wirken Krieg, Mangel und Gewalt in ihrem Alltag nach. Gleichzeitig erzählt ihre Geschichte von Beharrlichkeit: Elli lernt Deutsch, schließt die Schule und eine Ausbildung ab, arbeitet und schafft sich mit ihren Kindern einen festen Lebensmittelpunkt. Für sie ist Heimat heute weniger ein Ort als die Gewissheit, mit den Menschen verbunden zu sein, die ihr am nächsten stehen.

Eli

Ich heiße Elli. Ich bin 1979 in Bosnien geboren.

Zu der Zeit lebten meine Eltern eigentlich schon **in Deutschland**, sie waren als **Gastarbeiter** hier. Trotzdem bin ich in Bosnien geboren, denn meine Mutter ist dafür extra „runter“ gefahren. **Sie wollte, dass ich bosnisches Kind bin.** Kurz darauf zogen wir komplett zurück. Meine Eltern wollten neu anfangen und näher bei den Großeltern leben. Am Ende lebten wir dann doch 120 km von ihnen entfernt. Also wuchs ich in Bosnien auf. **Ich hatte eine normale Kindheit, aber mit strengen Eltern.** Ich habe eine Schwester und einen Bruder. Wir sind auf einem Art kleinen Bauernhof aufgewachsen.

Wenn ich an meine Kindheit denke, strahlen meine Augen aber nicht bei der Erinnerung an das Zuhause meiner Familie, sondern wenn ich an das Dorf meiner Großeltern denke. Sie lebten auf einem Berg, in einem kleinen Ort mit Wäldern und kleinen Flüssen. Im Sommer habe ich dort mit meinen Cousinen und Cousins den ganzen Tag draußen gespielt. Im Winter gab es Schnee. Bis heute liebe ich den Schnee sehr. Bei meinen Großeltern konnte ich Schlitten fahren. Den Berg runter und wieder hoch, immer wieder. Dort durfte ich mehr Kind sein als bei meinen Eltern zu Hause. **Zu Hause war mein Vater sehr streng. Als muslimisches Mädchen durfte ich „gar nichts“.** Mein Bruder war in dieser Zeit für mich sehr wichtig. Er war älter und er hat mich beschützt – in der Schule, zu Hause, eigentlich überall. Er war für mich da. Bei meinen Großeltern hatte mein Großvater das Sagen und ich war sein Liebling. Er erlaubte mir mehr Freiheiten als mein Vater.

Dann kam der Krieg. Ich war noch jung – ungefähr 13. Ich habe ihn zwei Jahre miterlebt. Das Schlimmste war nicht nur die Angst, sondern die Erkenntnis, dass Menschen, die gestern noch bei uns zu Besuch waren und mit uns freundschaftlich zusammensaßen, am nächsten Tag mit Waffen gegen uns standen. Erst da habe ich richtig verstanden, dass es Unterschiede zwischen katholischem, orthodoxem oder muslimischem Glauben gibt. Vorher gab es die jeweiligen Feiertage und unterschiedliche Traditionen – und es war trotzdem „alles in Ordnung“. Mit dem Krieg wurde das anders.

Wir waren muslimisch und lebten in einer Gegend, in der der serbische Bevölkerungsanteil sehr groß war. Das Klima veränderte sich immer stärker: **Wir wurden angesprochen, rumgeschubst und beleidigt, weil wir Muslime waren.** Gott sei Dank nichts Schlimmeres, aber es war bedrohlich. Auch unsere Schrift wurde politisch instrumentalisiert: Wir haben vorher lateinisch und kyrillisch geschrieben, nun hieß es plötzlich: nur noch kyrillisch.

Auch meinem Vater ging es nicht besser als uns in der Schule. Er wurde ebenfalls auf Grund seines Glaubens ausgegrenzt. Später wurde er sogar verprügelt und zur Zwangsarbeit gezwungen. Und das war dann irgendwann „Normalität“. **Wir zogen uns zurück und versuchten so unsichtbar wie möglich zu sein.** Im Krieg gab es viel Gewalt gegen die eigene Bevölkerung, Menschenrechtsverletzungen und Kriegsverbrechen. Das Bosnisch-serbische Militär, kontrollierte große Gebiete und vertrieb dort alle Angehörigen anderer Gruppen im Rahmen von „**ethnische Säuberungen**“.

Meine Familie gehörte in unserem Gebiet einer Minderheit an. Wir waren der Gewalt schutzlos ausgeliefert. Soldaten drangen in unser Haus ein, übten Gewalt aus, schnitten uns von Lebensmitteln, Strom und Heizung ab. Wir hatten tagelang keinen Strom. Über die Fenster haben wir Decken gehängt, damit das Kerzenlicht von außen nicht sichtbar war. Manchmal stört es mich, wenn Menschen hier im Supermarkt Kartoffeln mit keinen Flecken aussortieren und wegschmeißen. Wir hätten uns damals über jede der Kartoffeln gefreut. Oft gab es nur „**Suppe**“ aus Wasser, Salz und zwei bis drei Kartoffelschalen, weil wir kein Essen aber Hunger hatten.

Manchmal aß ich tagelang kein Brot. Mehl gab es nicht. Fleisch schon gar nicht. Mein Vater brachte manchmal Äpfel mit, wenn er konnte. **Es gab Organisationen, die versuchten, Pakete an Menschen wie uns zu verteilen. Aber selbst das war gefährlich, weil Soldaten kamen und die wartenden Menschen verprügelten.** Trotz des Kriegsalltags musste ich weiter zur Schule gehen. Auch in den Schulen waren Soldaten. **Einmal wurde mir in der Schule eine Waffe an den Kopf gehalten, weil ich etwas falsches gesagt hatte.** Nach der Schule draußen sein ging auch nur begrenzt: Sobald es dunkel war, musste ich Zuhause sein. Diese ständige Angst hat etwas in mir verändert. **Vor allem habe ich das Vertrauen in meine Mitmenschen verloren.** Denn es waren oft dieselben Leute, die früher mit uns gefeiert hatten, die uns jetzt mit Gewalt unterdrückten.

Und trotzdem gab es auch Menschen, die uns geholfen haben!

Es gab Lehrer und Erwachsene, die versucht haben, Kinder zu schützen. Meine Mutter bekam einmal von einer früheren Arbeitskollegin Essen geschenkt: Brot, Öl und Salz.

Nach zwei Jahren Krieg sind wir schließlich geflohen. Wir waren zu fünft: meine Eltern und wir drei Kinder. Wir sind in einen Bus gestiegen, der so voll war, dass Menschen auf den Stufen sitzen mussten.

Alle wollten einfach nur raus aus dem Land. Wir kamen zuerst nach Kroatien, später nach Zagreb. Dort schliefen wir in einer Moschee. Wir schliefen auf Paletten, die mit Pappe ausgelegt waren. Danach kamen wir in eine alte Kaserne, die für Flüchtlinge eingerichtet war. Und dort gab es Essen! Warmes Essen. Dreimal am Tag. Nach all dem Mangel war das wie eine andere Welt für uns.

Um Menschen wie uns zu helfen, gab es eine Hilfsaktion in Deutschland.

Martin Fischer war einer der Organisatoren, der deutsche Familien suchte, die Menschen aufnehmen. Über diese Aktion wurden wir nach Deutschland vermittelt. In Bocholt nahm uns Frau Bennemann auf. **Wir kamen im Januar 1993 an und diesen Moment werde ich nie vergessen: In der Küche war der Tisch gedeckt mit Brötchen, Aufschnitt und Käse. Das bedeutete uns allen sehr viel. Frau Bennemann nahm unsere ganze Familie bei sich zu Hause auf und wir lebten drei Monate eng mit ihrer Familie zusammen.** Danach wurde für uns in Bocholt ein Haus gefunden, in dem noch eine andere Familie wohnte. Es war trotzdem alles noch schöner als vorher. **In Deutschland war ich gleichzeitig froh und überfordert. Ich kannte die Sprache nicht.** Ich hatte in Bosnien zwar ein Jahr Deutschunterricht, aber das waren nur „Guten Tag“ und Zahlen. **Und dann kam ich in eine Klasse und niemand sprach meine Sprache. Alles war in Deutsch. Das fand ich erstmal wirklich schlimm.** Die Lehrer waren aber sehr bemüht und wollten helfen. Weil ich anders war und die Sprache nicht konnte, **wurde ich von den anderen Kindern gemobbt.** Nun wollte ich unbedingt die deutsche Sprache lernen. Ich wollte verstehen, was die sagen. Ich wollte selbst richtig reden können. Und das schaffte ich auch und machte meinen Schulabschluss!

Dadurch, dass meine Eltern schon etwas Deutsch konnten, fanden sie schnell Arbeit. **Doch wir wussten lange nicht, ob wir auch in Bocholt bleiben durften. Als ich 18 wurde, sollte ich zunächst abgeschoben werden.**

Frau Bennemann hatte für mich sogar schon einen Ausbildungsplatz organisiert: Ich sollte zum 01.08 eine Ausbildung in der Pflege beginnen. Alles war unterschrieben, sogar finanzielle Unterstützung war zugesagt. Aber die Behörden haben meine Ausbildung abgelehnt und **meine Zukunft stand weiterhin auf dem Spiel**. Zu dem Zeitpunkt lernte ich meinen späteren Mann kennen. **Wir heirateten kurz darauf. Ich war 19 Jahre alt und bekam auch zwei Kinder mit ihm. Nur durch diese Ehe darf ich in Deutschland bleiben. Ich weiß wie das klingt, aber es ist meine Realität.**

Später habe ich bei Siemens gearbeitet und noch eine weitere Ausbildung gemacht. Ich habe mir ein festen Lebensmittelpunkt in Bocholt aufgebaut. Gleichzeitig passierte etwas, das mich bis heute wütend macht: **Meine Eltern wurden gedrängt, eine „freiwillige Rückkehr“ zu unterschreiben**. Sie unterschrieben und drei Monate später kam ein neues Gesetz, nach dem sie hätten bleiben können. Wir waren alle fassungslos und ich bin heute noch entsetzt darüber. Meine Eltern gingen zurück und nahmen meine jüngere Schwester mit. Mein Vater kam irgendwann später noch einmal für eine kurze Zeit wieder, ist dann aber verstorben. Meine Mutter bekommt heute Leistungen über seine Rente. Ich wollte, dass meine Mutter dauerhaft bei mir einzieht und dass ich mich um sie kümmern kann. **Ihre Rente liegt aber unter den geforderten Einkunftsgrenzen, sodass sie nicht dauerhaft nach Deutschland einwandern darf**. Lediglich drei Monate im Jahr kann sie uns besuchen kommen. Das belastet mich sehr, denn meine Mutter wird immer älter.

Heute fühle ich mich manchmal hier wie eine Ausländerin und „unten“ genauso. Ich fahre unregelmäßig nach Bosnien zurück: manchmal einmal im Jahr, manchmal erst nach zwei Jahren wieder, meistens aber nur kurz, etwa zwei Wochen. **Meine Heimat ist inzwischen in Bocholt. Und gleichzeitig ist Heimat für mich etwas anderes geworden. Wenn ich meine Kinder anschau, dann weiß ich: Meine Kinder sind meine Heimat**. Ich glaube, ich könnte sogar nach Afrika auswandern, wenn meine Kinder bei mir sind, wäre das mein Zuhause.

Trotzdem vermisse ich etwas. In Bosnien sind Menschen offener, geselliger. Nachbarn reden am Zaun miteinander, trinken Kaffee, essen zusammen. Hier ist es reservierter, man macht für alles Termine. Ich habe mir das Stück für Stück zurück erarbeitet, auch mit meinen jetzigen Nachbarn, die alle aus verschiedenen Ländern kommen.

Der Krieg hat bei mir Spuren hinterlassen. Ich merke das an einer Angst, die manchmal aus dem Nichts kommt. Wenn die Polizei an mir vorbeifährt, kriege ich Panik. Nicht, weil mir jemand konkret etwas will, sondern weil mein Körper sofort die alten Bilder hervorholt. Ich zittere bei normalen Verkehrskontrollen. Auch Uniformen sind schwer für mich.

Mein Ex-Mann meldete sich irgendwann bei der Bundeswehr und wollte dort länger bleiben, in Auslandseinsätze gehen. **Diese „grüne“ Uniform zu Hause zuhaben, sie zu waschen, zu bügeln – ich habe es gehasst.** Er verstand das nicht. Für ihn war es ein sicherer, gut bezahlter Job. Für mich war es ein Trigger. Als er dann auch noch einen Waffenschein machte und eine Waffe mit ins Haus bringen wollte, war für mich klar: Das will ich nicht. Ich will keine Waffe in meinem Zuhause. Nicht nach dem, was ich erlebt habe.

Auch die Corona-Zeit hat in mir einiges aufgerissen. Nicht Corona als Krankheit – sondern die Maßnahmen: Ausgangsbeschränkungen, Isolation, niemanden einladen dürfen, Weihnachten ohne Besuch zu feiern. Das hat sich für mich angefühlt wie damals im Krieg. **Das Gefühl war ähnlich. Psychisch hat mich das total fertig gemacht.** Seitdem habe ich oft Lebensmittel für mindestens zwei Wochen zu Hause. Ich will nicht wieder in dieses Gefühl kommen, dass plötzlich nichts mehr da ist. **Und ich merke es sogar beim Kochen: Ich kann kaum für eine Person kochen, weil irgendwo in mir immer noch Angst ist, dass es nicht reicht.** Ich versuche, das alles nicht ständig hervorzuholen.

Ein Teil meiner Geschichte ist hell – die Erinnerungen an die Großeltern, Natur, Kindsein. Ein anderer Teil ist dunkel – Krieg, Hunger, Angst. Wenn ich an die Stadt denke, in der aufgewachsen bin, dann verbindet mich mit ihr mehr der Krieg als gute Erinnerungen. Trotzdem war ich vor ein paar Jahren noch einmal dort. Ich bin durch die Straßen gefahren, habe Orte gesucht, die damals für mich alltäglich waren. Das war zwar schön aber dann reicht manchmal ein Moment aus, um die schlechten Erinnerungen hervorzuholen. Dann will ich wieder weg.

Meine Kinder tragen meine Geschichte auf ihre Weise weiter. Aber sie sind auch ihre eigenen Menschen. Sie sind eine Mischung aus Bosnien, Libanon und Deutschland. **Ich bin sehr stolz auf meine beiden Töchter.**

Die ältere Tochter war auf der Hauptschule aber sie setzte sich ein Ziel: Realabschluss, Abitur, dann Ausbildung oder Studium. Und sie zog es durch. Ihren Abschluss zur Bankkauffrau machte sie mit einem 1.9er Schnitt. Dann passierte etwas Heftiges: In ihrer Bank gab es einen Überfall. Ich bekam einen Anruf, bin losgefahren und habe mich durch eine Polizeisperre gedrängt. Ich hatte solche Angst um sie. **Meine Tochter sagte später, die Täter hatten eine Waffe, sogar eine Handgranate im Rucksack. Ich habe sofort mitgeföhlt, weil ich weiß, wie es ist, wenn jemand mit einer Waffe vor dir steht.** Ich hätte verstanden, wenn sie alles hingeschmissen hätte. Aber sie sagte nur: „Für diesen Anschlag lasse ich mir meine Zukunft nicht versauen.“

Meine jüngere Tochter ist jetzt 17 und hat letztes Jahr eine Ausbildung in der Pflege begonnen. Sie ist noch zu Hause. Und unser Hund auch.

Wenn ich heute mein Leben anschau, kann ich sagen: Ich bin zufrieden. Nicht, weil alles leicht war. Nichts davon war leicht. Aber ich stehe noch. Ich gehe arbeiten. Ich habe meine Kinder. Ich habe mein Zuhause hier. Und egal, wo man mich hinwirft – ich komme wieder.

Text: Elli, März 2026

Sie möchten mehr über die
Ausstellung oder das
Rahmenprogramm erfahren?
Vielleicht sogar Ihre ganz
persönliche Fluchtgeschichte
erzählen?

Dann melde Sie sich bei uns:



Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

**AUSSTELLUNG
STADTMUSEUM BOCHOLT**

Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

**Lilli, Iran – Geschlechtsspezifische und
politische Verfolgung**

Der Text thematisiert staatliche und geschlechtsspezifische Verfolgung, Festnahme und politische Repression. Geschildert werden körperliche und psychische Folter, erzwungene Nacktheit, sexualisierte Übergriffe und Demütigungen. Es geht um Todesdrohungen, das Verschwinden inhaftierter Menschen, Suizid sowie schwere psychische Belastungen.

Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

Lilli führt im Iran ein selbstständiges Leben: Sie hat studiert, arbeitet und besitzt eine eigene Wohnung. Doch als Frau ist sie ständig staatlicher und gesellschaftlicher Kontrolle ausgesetzt. Kleidung, Beruf und persönliche Entscheidungen werden reglementiert, berufliche Gleichberechtigung bleibt ihr verwehrt. Nach dem Tod von Jina Mahsa Amini schließt sich Lilli den Protesten unter dem Ruf „Frau, Leben, Freiheit“ an und wird bei einer Demonstration festgenommen.

In der Haft erlebt sie Entwürdigung, körperliche und psychische Gewalt sowie Drohungen gegen ihre Familie. Nach ihrer Freilassung lebt sie in ständiger Angst vor einer erneuten Festnahme. Um zu überleben, verkauft sie ihren Besitz und verlässt den Iran. In Deutschland beginnt sie allein und gesundheitlich schwer belastet ein neues Leben. Lillis Geschichte erzählt von geschlechtsspezifischer Unterdrückung und staatlicher Verfolgung aber auch von Widerstand, Selbstbestimmung und der Hoffnung auf ein freies Leben.

Lilli

Mein Name ist Lilli. Ich komme aus einer großen Stadt aus dem Iran. Ich bin 36 Jahre alt, ledig. In meiner Heimat habe ich studiert und als Sachbearbeiterin gearbeitet. Ich hatte eine eigene Wohnung und zwei Autos. Wenn man das so erzählt, klingt es wie ein normales, geordnetes Leben. Und ja: äußerlich war es das auch.

Ich komme aus einer traditionellen Familie. Wir haben eine enge Beziehung untereinander und auch zu unseren Verwandten. Soweit war es ein normales und gutes Leben. **Doch in meinem Leben gab es immer einen Fehler. Immer. Frauen sind im Iran stark unterdrückt.** Wenn eine Frau bei ihrer Familie wohnt, muss sie ihren Vater oder Bruder um Erlaubnis bitten, wenn sie etwas machen möchte. Wenn sie verheiratet ist ihren Mann. In einer traditionellen Familie entscheiden die Eltern, mit wem ihre Tochter verheiratet wird. **Als Frau darfst du nicht einfach frei sein und alleine leben.**

Es ist nicht nur zu Hause so: Es ist auch im Beruf so, überall. **Ich habe gearbeitet, ich habe Leistung gezeigt und trotzdem war da immer der Unterschied zwischen Frauen und Männern.** Zum Beispiel musste ich immer zwei Mal mehr arbeiten als die Männer, damit ich das gleiche Gehalt bekomme. Auf der Polizei zählt eine Aussage von zwei Frauen so viel wie die von einem Mann. Das macht etwas mit dir. **Du fängst an, dich selber zu kontrollieren, bevor dich jemand anderes kontrolliert. Du bist unterdrückt.**

Ich habe lange gleichzeitig gearbeitet und studiert. Bei der Arbeit trug ich eine vorgeschriebene Uniform. **Das Kopftuch und die Kleidung im Iran sind dafür da, den weiblichen Körper zu bedecken und mich als Frau zu verstecken.** Und dann war da diese Prüfung. Ich war da und bereit zu schreiben. Aber eine Sicherheitskraft hat mich angehalten, hat auf mich gezeigt und gesagt, meine Kleidung sei „zu kurz“. Ich habe versucht zu erklären, dass es eine Uniform von meiner Arbeit ist und keine Privatkleidung. Aber es war ihr egal. Wenn ich nicht sofort meine Kleidung änderte, so wie sie wollen, darf ich nicht rein und die Prüfung ablegen.

Das zeigt, wie wenig du zählst, wenn du nicht ins Regime passt. Bei uns hast du Vorteile, wenn du streng gläubiger Muslim bist. Je traditioneller und regimetreuer desto besser. Dann bekommst du bessere Jobs, leichte Aufstiegsmöglichkeiten und größere Berufschancen. Wenn Frauen im Iran arbeiten wollen, müssen wir immer das Doppelte leisten. **Wir zählen nur als halbe Menschen. Du kannst dich entscheiden zwischen einem halben Gehalt für die doppelte Arbeit oder aber du unterwirfst dich deinem Chef. Oft auch sexuell. Viele Freundinnen von mir und auch ich haben das erlebt.**

Danach habe ich noch mehr verstanden, wie dieses System funktioniert. Im Iran gibt es überall Kameras auf der Straße. **Wenn eine Frau auch nur ein bisschen ihre Haare draußen hat oder „nicht ordentlich“ aussieht, bekommt sie eine Geldstrafe per SMS aufs Smartphone.** Viele der „Polizisten“ sind nicht uniformiert und kontrollieren dich. Du kannst sie auf der Straße nicht erkennen. **Manchmal musst du dein Auto abgeben oder es wird einfach beschlagnahmt.** Es bleibt dann für zehn Tage in einer großen Parkstelle der Stadt. Du bekommst das Auto nur frei, wenn du auf der Polizeistelle deine Schuld zugibst. **Du stehst als Frau immer unter Kontrolle und das sollst du wissen.**

Dann ist etwas passiert, was für viele wie ein Punkt war, an dem es nicht mehr geht. Eine junge Frau Jina Mahsa Amini ist am 13.09.2022 von der Sittenpolizei festgenommen worden und Polizeigewahrsam getötet. Ein Journalist hat darüber berichtet und plötzlich ist ein Damm gebrochen... Wir wollten das alles nicht mehr akzeptieren!

Die Sittenpolizei verharmloste und erklärte, Jina sei krank gewesen. **Aber alle wissen, was im Gefängnis mit Frauen passiert. Wir sind dann auf die Straße gegangen. Ich auch. Wir haben Parolen gerufen: „Frauen, Leben, Freiheit!“**

Und nicht nur Frauen waren da, aber Frauen waren stark vertreten, weil wir das jeden Tag fühlen. Es war gefährlich, weil die Polizei nicht immer in Uniform ist. Manchmal in Zivilkleidung – man weiß nicht, wer neben einem steht: Demonstrant oder Polizist? Viele junge Menschen wurden bei den Demonstrationen verletzt. Es wurde auf Augen geschossen und manche Menschen verloren später ihre Augen oder Sehkraft. Und es waren nicht nur eine „normale“ Waffen im Einsatz, sondern auch Paintballs. **Wenn deine Kleidung Farbspritzer hatte, wusste jeder sofort, dass du auf der Demo warst.**

Also haben wir begonnen, uns unkenntlich zu machen. Unsere Haare abgeschnitten, eine Mütze getragen und das Gesicht verhüllt. Dann haben wir angefangen mehrere Schichten zu tragen, wie bei einer Zwiebel. Wenn die äußere Kleidung markiert wurde, konnte sie ausgezogen werden und die darunter blieb „normal“. Stell dir das vor: Du gehst protestieren und du planst schon, wie du fliehen kannst.

Ich hatte hüftlange Haare. Eine Freundin filmte mich, wie ich meine Haare aus Protest abschnitt. Viele andere Frauen macht es auch und teilten die Videos als Protest im Internet. **Wir machten uns Mut!**

An Orten, an denen Frauen Gewalt erfahren hatten, hinterließen wir heimlich Markierungen. **Wir tauchten unsere Hand in rote Farbe und drückten sie an die Wand, um die Gewalt überall dort sichtbar zu machen, da wo sie stattgefunden hat.**

Dann wurde ich bei einer Demo festgenommen.

Sie bringen dich in ein Auto, Hände und Augen werden verbunden. Du siehst nichts und **du weißt nicht, wohin sie dich bringen.** Später habe ich verstanden, dass es so etwas wie eine Schule war. Es ist bei uns normal, dass sie Orte benutzen, die man nicht erwartet. Dann wissen nicht alle, wo die Menschen festgehalten werden. Dort kontrollieren sie dich und deinen Körper. **Wir mussten alle nackt sein. Sie beleidigten uns und fassten uns an. Das war eine sehr schlechte, demütigende Situation. Sie sagten schlimme Worte über meine Mutter, meine Familie und mich. Sie wollten mich klein machen, damit ich mich nicht werte.**

Dann kam ich in Untersuchungshaft. **Dort gab es psychische und physische Folter.** In den Vernehmungen wurden wir bedroht, beleidigt, geschlagen und starkem Druck ausgesetzt. Immer wieder dieselben Fragen: „Wer ist euer Anführer? Wer gibt euch Geld aus dem Ausland?“ **Sie dachten, wir wären Spione.**

Ich sagte immer wieder: Ich habe ein Studium, ich habe Arbeit, **ich bin ein normaler Mensch.** Wir haben keine Anführer. Viele Menschen haben einfach die gleiche Sicht.

Sie wollten trotzdem Namen. Drohten mit der Familie. Sie wussten wo ich wohne und wo ich arbeite. Sie könnten meiner Familie etwas antun. Durch die Abschaltung des Internets und die Kontrolle aller Handys konnten wir uns gar nicht in großen Gruppe organisieren. Manchmal schrieben wir Treffpunkte auf Papier und klebten Zettel an Häuserwände oder versteckten sie im Supermarkt.

Am Ende musste ich unterschreiben, dass ich alles bereue, mich entschuldige und nie wieder an Demonstrationen teilnehmen werde.

Als sie mich zurück zur Polizei brachten, sah ich auf einmal meine Mutter. Sie haben sie angerufen: „Komm, hol deine Tochter ab.“ Und auch sie wird bedroht: Sie sollte von nun „gut“ auf ihre Tochter aufpassen, sonst...

Ich habe oft gehört, was mit anderen in der Haft passiert ist. Menschen verschwinden ohne Gericht und ohne Verfahren. Familien suchen ihre Kinder und bekommen keine Antwort. Manche kommen raus und sind nicht mehr die gleichen. Manche begehen dann Selbstmord, weil sie nach der Haft nicht mehr Leben wollen.

Nach meiner Entlassung konnte ich nicht zurück in meine Wohnung. Ich bin zu meiner Schwester gegangen. Dann zu einer Freundin, von der die Polizei nichts wusste. Ich saß am Fenster und beobachtete die Straße. Kommt jemand? Polizei? Ich konnte nicht schlafen. Ich hatte ständig Angst, dass sie wiederkommen. **Meine Mutter sagte: „Wenn sie dich noch mal holen, passiert vielleicht etwas Schlimmes und wir bekommen keine Information über dich. Wir müssen etwas machen...“ Und entschieden wir: Ich muss weg, wenn ich überleben will.**

Wir suchten eine Kontaktperson. Jemand, der dich gegen Geld rausholen kann. **Dafür verkaufte ich alles: Mein Leben, meine Autos, mein Gold. Alles, was ich hatte.** Mit seiner Hilfe habe ich ein europäisches Land erreicht. Am Flughafen wartete eine Frau mit meinem Namen auf einem Schild. Sie sagte, ich soll eine kurze Nachricht nach Hause schicken: Ich bin angekommen, ich bin gesund. Zwei Tage war ich allein in einem Hotel und wusste nicht, wie es weitergehen sollte.

Ich war gestresst und krank. Körperlich und psychisch.

Nach zwei Tagen rief ich meine Kontaktperson an: „Was soll ich machen?“ Er sagte: Du kannst ein bisschen Englisch, du kannst weiterreisen. **Und dann sagte er: „Geh entweder nach England oder nach Deutschland.“**

Als ich das nächste Mal mit meiner Familie sprach, **erzählt meine Mutter, dass sie nach mir suchten. Sie waren bei ihr zu Hause und stellten Fragen.** Meine Mutter sagte, sie wisse nicht genau, wohin ich gereist bin. Daraufhin gingen sie, schärfen meiner Mutter aber ein, sich sofort zu melden, wenn sie etwas von mir hörte.

In Deutschland ging ich zur Polizei. Ich erzählte ihnen die Wahrheit. Dann brachten sie mich in einen kleinen Ort. Später verstand ich, dass es **ein Flüchtlingsheim** war. Dort wurden meine Dokumente und meine Gesundheit kontrolliert. Mir ging es sehr schlecht. **Ich war krank, hatte Angst um meine Familie und meine Erlebnisse verfolgten mich. Ich konnte nicht mehr. Im Flüchtlingsheim gab es keinen Psychologen. Mir wurde gesagt, ich hätte nur großen Stress und solle mich ausruhen. Das konnte ich aber nicht. Die Unterkunft war voll, laut und voller fremder Menschen aus verschiedenen Kulturen. Die Hygiene war schlecht.**

Dann kam ich in verschiedene Städte. Stadt für Stadt. Neue Menschen, neue Wörter, neue Regeln. Ich hatte niemanden, der mir half. Ich war allein und sehr traurig. **Manchmal gab mir eine Frau im Heim Medikamente, damit ich den Tag überstehe. Gleichzeitig war ich wie ein Kind in einem fremden System: Wie kaufe ich Kleidung? Wie gehe ich einkaufen? Alles war neu. Und wusste nicht, wie ich das schaffen sollte. Ich war ganz allein.**

Dann kamen schlechte Nachrichten aus der Heimat. Ich dachte: Vielleicht muss ich zurückgehen? Ist es nicht besser, bei seiner Familie zu bleiben. Aber meine Mutter sagte: „Nein, du kannst nicht zurück. Du musst nochmal von vorne anfangen. **Wir haben keine starke Familie, keine Kraft. Du musst in Sicherheit sein. Du kannst es schaffen!“**

Ich denke immer daran, dass ich nicht in die Vergangenheit zurückkehren kann. Und ich will auch nicht, dass alles umsonst war. Deswegen gehe ich hier in Deutschland auf Demos. Ich hoffe, dass unser Land frei wird. Ich hoffe auf Freiheit.

Was ich gesehen habe, hat mir gezeigt, wie eine Regierung im Namen der Religion alles zerstören kann. Es ist egal, wer du bist: Ingenieurin, Pflegerin, Arbeiterin. Egal. **Wenn du widersprichst, bist du gefährlich.** Ich habe Zahlen über Tote gehört – manchmal 30.000, manchmal 17.000 – ich weiß nicht, welche stimmt. Aber Menschen sterben. Normale Menschen.

In Bocholt bin ich ungefähr ein Jahr nach meiner Ankunft in Deutschland angekommen. Zuerst war ich ein Jahr in einem Flüchtlingsheim. **Jetzt habe ich mein eigenes Zuhause bekommen und mein privates Leben. Ich lerne Deutsch und kämpfe für ein neues Leben.** Ich versuche, so gut es geht, mit meiner Familie in Kontakt zu bleiben, aber es ist schwer. Oft weiß ich nicht, wie es ihnen geht.

Das ist meine Geschichte. Nicht, weil ich etwas Besonderes bin, sondern weil ich eine von vielen bin und weil ich gelernt habe, was Freiheit kostet, wenn du in einem Land lebst, das sie dir jeden Tag wieder nimmt.

Text: Lilli, März 2026

Sie möchten mehr über die
Ausstellung oder das
Rahmenprogramm erfahren?
Vielleicht sogar Ihre ganz
persönliche Fluchtgeschichte
erzählen?

Dann melde Sie sich bei uns:



Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

AUSSTELLUNG
STADTMUSEUM BOCHOLT

Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

Viktoria, Ukraine – Krieg

Der Text thematisiert Krieg, militärischen Beschuss und die Bedrohung durch vorrückende Truppen. Es geht um Flucht mit einer minderjährigen Schwester, familiäre Trennung und die Angst um zurückbleibende Angehörige. Geschildert werden psychische Belastungen, anhaltende Unsicherheit und der Verlust von Heimat und Zukunftsplänen.

Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

Viktoria hat gerade ihr Studium abgeschlossen, als der russische Angriff auf die Ukraine ihr Leben abrupt verändert. Sirenen, Explosionen, leere Geschäfte und die Angst vor vorrückenden Truppen bestimmen plötzlich den Alltag in Zaporizhzhia. Gemeinsam mit ihrer 15-jährigen Schwester verlässt sie ihre Eltern und steigt in einen überfüllten Evakuierungszug. Eine handgeschriebene Vollmacht, wenige Koffer und die Hoffnung auf eine baldige Rückkehr sind alles, was sie mitnehmen.

Nach drei Tagen erreicht Viktoria Deutschland und findet Schutz bei einer Familie, die sie bereits aus einem früheren Schüleraustausch kennt. Aus den zunächst geplanten wenigen Wochen werden Jahre. Während ihre Familie langsam wieder zusammenfindet, beginnt Viktoria, sich ein neues Leben aufzubauen und später sogar selbst Integrationskurse zu unterrichten. Ihre Geschichte erzählt von Krieg, Trennung und verlorener Planungssicherheit. Aber auch von Solidarität, neuen Bindungen und der Hoffnung, eines Tages in die Ukraine zurückkehren zu können.

Viktoria

Im Sommer 2021 hatte ich mein Studium abgeschlossen. Im August hielt ich mein Diplom in den Händen. **Eigentlich hätte jetzt mein Erwachsenenleben beginnen sollen: eigene Pläne, erste Sicherheit, das Gefühl, endlich selbst zu bestimmen.** Doch dafür blieb kaum Zeit.

Im Februar war ich 22 Jahre alt. Und dann kam der Krieg und riss mich aus diesem Neubeginn heraus, noch ehe er richtig begonnen hatte. **Der Tag, an dem alles begann, war ausgerechnet der Geburtstag meiner Mutter: der 24. Februar.** Wir hatten einen Tisch in einem guten Restaurant reserviert. Meine Mutter hatte eine Torte gebacken. Es sollte ein wundervoller Familientag werden, ganz gemütlich und vertraut. **Doch früh am Morgen, gegen vier oder fünf Uhr, klingelte mein Telefon. Eine Freundin sagte nur: „Steh auf. Der Krieg hat begonnen.“** Ich konnte es nicht glauben. Niemand konnte es glauben. In diesem Moment rückte der Geburtstag in den Hintergrund. Alles, was wir geplant hatten, wurde unwichtig.

Am 27. Februar hatte meine Schwester Geburtstag. **Wir feierten im Flur, zwischen zwei Wänden, weil es dort am sichersten schien.** Wir wohnten im neunten Stock. Draußen heulten Sirenen und man hörte Explosionen. Wir hatten die Wohnung seit Tagen nicht verlassen. **Die Stadt wirkte wie erstarrt.** Nur wenige Menschen gingen noch hinaus. Manche versuchten zu fliehen, aber schnell wurde klar, dass die Straßen verstopft waren und viele in langen Staus festsaßen. Gleichzeitig kamen Nachrichten, dass sich russische Truppen näherten.

Meine Stadt heißt Zaporizhzhia. Es ist eine große Gebietshauptstadt, in der vor dem Krieg etwa 800.000 Menschen lebten. Nach russischer Verfassung gilt sie als „zu Russland gehörig“, aber tatsächlich haben russische Soldaten die Stadt bis dahin nie betreten. **In den ersten Tagen funktionierten noch die städtischen Kameras. Bevor sie abgeschaltet wurden – und das geschah innerhalb weniger Tage –, konnte man darauf Panzer sehen, die über die Hauptstraße fuhren.** Über dieselben Straßen, auf denen wir früher zur Universität, zur Arbeit oder nach Hause gefahren waren. **Als die Kameras ausfielen, fühlte es sich an, als sei auch etwas in uns abgeschaltet worden. Die Stadt war nicht mehr dieselbe.**

In den ersten Kriegstagen gingen viele Menschen freiwillig los, um ihre Städte zu verteidigen. Sie traten der Territorialverteidigung bei. Es waren ganz normale Menschen, oft ohne militärische Ausbildung, ohne Erfahrung, manchmal sogar ohne richtige Ausrüstung. Es waren keine Soldaten.

In unserer Region stellten sie sich den Panzern buchstäblich mit ihren Körpern entgegen. Manche sprachen mit den russischen Soldaten und sagten ihnen, sie sollten Sonnenblumenkerne in ihre Taschen stecken – damit, falls sie auf diesem Boden sterben würden, wenigstens etwas daraus wachsen könne. Die Sonnenblume ist eines der Symbole der Ukraine.

Oft waren es Frauen. Ganz gewöhnliche Frauen, die aus ihren Häusern traten und bewaffneten Soldaten sagten, sie sollten gehen. Wir verließen viele Tage lang das Haus nicht. Wie viele es waren, weiß ich nicht mehr genau. Die Geschäfte wurden leer. In unserer Stadt war die Lage noch vergleichsweise ruhig, doch in Nachbarstädten wurden Läden geplündert – nicht aus Bosheit, sondern aus Verzweiflung. In den Banken gab es kaum noch Bargeld. Die Tankstellen waren leer. Niemand wusste, was als Nächstes passieren würde. **Mitglieder der Territorialverteidigung stellten Molotowcocktails in Hinterhöfen her.** Sie errichteten Panzersperren, blockierten Straßen mit Betonplatten, entfernten Straßenschilder und übermalten Straßennamen, damit sich russische Soldaten nicht orientieren konnten. All das geschah direkt nebenan, im Nachbarhof, in der nächsten Straße.

Irgendwann begriff ich, dass wir gehen mussten.

Zaporizhzhia ist Partnerstadt der deutschen Stadt Oberhausen. **Schon in meiner Schulzeit hatte ich an einem Austausch teilgenommen und eine deutsche Familie kennengelernt.** Meine Gastschwester heißt Greta. Wir blieben in all den Jahren in Kontakt. **Als der Krieg begann, schrieben sie mir sofort und boten Hilfe an.** Ich zögerte lange. Anfangs dachte ich, es würde bald vorbei sein, in ein paar Tagen. Doch nichts änderte sich. Und irgendwann wurde mir klar:

Wenn ich gehe, kann ich nicht allein gehen. **Ich habe eine jüngere Schwester. Sie war damals 15 Jahre alt und noch minderjährig.** Nach dem Gesetz braucht man für die Ausreise eines Kindes eine Vollmacht der Eltern. Meine deutsche Gastmutter riet mir, wir sollten sie schreiben und bestenfalls notariell beglaubigen lassen. Doch die Notare arbeiteten nicht mehr. **Also schrieben wir die Vollmacht von Hand, am Küchentisch, mit einem gewöhnlichen Stift – in der Hoffnung, dass man uns an der Grenze nicht zurückschicken würde.**

Wir fuhren ins Ungewisse. Wir wussten nicht, für wie viele Tage. Wir wussten nicht, wann wir unsere Eltern wiedersehen würden.

Die ukrainische Eisenbahn setzte kostenlose Evakuierungszüge aus Zaporizhzhia ein. Sie fuhren selten und nur zu bestimmten Zeiten. Als wir davon erfuhren, war klar: Wir müssen fahren. **Für meine Mutter war diese Entscheidung besonders schwer. Zwei Kinder auf einmal gehen zu lassen – ohne zu wissen, wohin und für wie lange. Und ohne die Möglichkeit, uns zu schützen, wenn etwas passiert.**

Wir waren mehr als einen Tag durch die Ukraine unterwegs. **In einer Nacht rannte ein Zugbegleiter durch den Waggon und rief: „Hinlegen!“ Es begann ein Beschuss. Lokführer und Zugbegleiter riskierten in diesen Tagen ihr Leben, um so viele Menschen wie möglich in Sicherheit zu bringen.**

Als wir die Ukraine verließen, reichten uns Menschen Wasser und Essen durch die Zugfenster. An den Umstiegsbahnhöfen halfen Freiwillige. Sie gaben Wasser und Essen aus, verteilten Windeln und warme Kleidung – und oft reichte schon ein Blick, der sagte: **Ihr seid nicht allein.**

Ich erinnere mich an den Moment, als wir die Grenze überquerten. Ein Mann trat an den Zug und schwenkte eine ukrainische Flagge. **Es war eine kleine Geste, aber sie bedeutete in diesem Moment sehr viel.** Drei Tage waren wir unterwegs. Es gab nächtliche Umstiege, unter anderem in Polen, in der kleinen Stadt Chelm. Der Zug war überfüllt. Ein Abteil für vier Personen war mit zwölf Menschen besetzt. Menschen schliefen in den Gängen, auf Koffern, aneinandergelehnt. Manche reisten mit Tieren. Und der Winter war so kalt.

Die Vollmacht, die wir am Küchentisch geschrieben hatten, wurde an der deutschen Grenze nicht gebraucht. Man ließ alle passieren, selbst ohne Dokumente. **Es war eine Zeit, in der menschliches Leben wichtiger war als Papiere.**

Nach drei Tagen erreichten wir Deutschland über Frankfurt (Oder) und Berlin. Am Ende der Reise holte uns Hannah ab, die älteste Tochter der deutschen Familie, die uns eingeladen hatte. So kamen wir nach Deutschland.

Als wir ankamen, schliefen wir anderthalb Tage, um uns von der Reise zu erholen. Zuerst waren wir sicher, dass wir bald nach Hause zurückkehren würden – in zwei Wochen. Dann in einem Monat. Dann in drei. Unsere Koffer standen lange offen, als würden wir jederzeit wieder losfahren.

Die deutsche Familie nahm uns auf, als wären wir ihre eigenen Kinder. Meine „deutsche Mama“ heißt Jennifer. Sie nennt mich ihre ukrainische Tochter. **Ohne diese Familie weiß ich nicht, wo wir heute wären.** Sie unterstützten uns bei jedem Behördengang, waren für uns da und schenkten uns Mut und Kraft.

Im Juli 2022 kam auch meine Mutter zu uns – geplant zunächst nur für zwei Wochen, weil es meiner Schwester und mir sehr schwerfiel. Aber der Krieg hatte sie stark verändert. Sie stand unter ständigem Stress, hatte stark abgenommen, und es fiel ihr schwer, wieder zurückzugehen. Schließlich blieb sie.

Heute lebt sie seit dreieinhalb Jahren hier und hat vor Kurzem die Sprachprüfung auf dem Niveau B1 bestanden. Wir lebten nicht in Unterkünften, wie viele andere. In drei Jahren in Deutschland sind wir viermal umgezogen. Ich weiß, dass es Menschen gibt, die noch viel Schlimmeres erlebt haben. Trotzdem ist dieses Leben nicht leicht – es ist einfach nur ein anderes als das, das wir kannten.

Meine Schwester wurde fast sofort an einem Gymnasium aufgenommen – dank Jennie. Sie kümmerte sich persönlich darum, nahm Kontakt zur Schule auf und unterstützte uns im gesamten Anmeldeprozess. Mit der Zeit begann sich auch mein Leben zu ordnen. **Nach kurzfristigen Kursen erhielt ich das Angebot, Integrationskurse zu unterrichten. In der Ukraine hatte ich als Nachhilfelehrerin für Englisch und Deutsch gearbeitet.** Diese Erfahrung wurde zu meinem Halt. Seit fast zwei Jahren unterrichte ich nun Integrationskurse und begegne Menschen mit sehr unterschiedlichen, oft schweren Geschichten.

Ich mache keine langfristigen Pläne.

Ich weiß nicht, wo ich in Zukunft leben werde. Und ich weiß, dass viele Ukrainerinnen und Ukrainer ähnlich empfinden. Früher haben wir viel geplant. Heute versuchen wir vor allem, den nächsten Tag zu schaffen – und uns dabei nicht zu verlieren.

Jetzt bin ich hier.

Meine Familie ist hier.

Wir bauen uns hier ein neues Leben auf. Und trotzdem tragen wir die Ukraine jeden Tag in uns. Manchmal ist diese Erinnerung schmerzhaft. Manchmal gibt sie Kraft. Und tief in uns bleibt die Hoffnung, eines Tages nach Hause zurückkehren zu können.

Text: Viktoria Buiakova, März 2026

Sie möchten mehr über die
Ausstellung oder das
Rahmenprogramm erfahren?
Vielleicht sogar Ihre ganz
persönliche Fluchtgeschichte
erzählen?

Dann melde Sie sich bei uns:



Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

AUSSTELLUNG
STADTMUSEUM BOCHOLT

Schwere Schritte

Zeyneb, Afghanistan – Religiöse Verfolgung

Der Text thematisiert religiöse Verfolgung, Festnahme, Misshandlung und die Androhung einer Steinigung. Geschildert werden eine lebensgefährliche Flucht mit minderjährigen Kindern, Seenot und akute Todesangst.

Es geht um Schlaflosigkeit, Obdachlosigkeit, Erpressung sowie anhaltende Schuldgefühle und psychische Belastungen.

Schwere Schritte

Zeyneb ist elf Jahre alt, als eine versehentlich ausgeteilte Bibel das Leben ihrer Familie in Afghanistan innerhalb weniger Minuten verändert. Ihre Mutter und ihr Vater werden festgenommen, misshandelt und mit dem Tod bedroht. Aus Angst vor weiterer religiöser Verfolgung verlässt die Familie überstürzt ihr Zuhause – ohne Gepäck und nur mit der Kleidung, die sie trägt.

Es folgt eine monatelange Flucht über die Türkei und Griechenland bis nach Deutschland. Zeyneb erlebt eine lebensgefährliche Überfahrt in einem undichten Schlauchboot, nächtliche Märsche entlang von Bahngleisen und die ständige Angst, ihre Familie zu verlieren. In Bocholt findet sie schließlich Sicherheit, besucht die Schule und macht ihr Abitur. Ihre Geschichte erzählt von religiöser Verfolgung und einem belastenden Schuldgefühl, aber auch von familiärem Zusammenhalt, Bildungschancen und einem neuen Zuhause.

Zeyneb

Mein Name ist Zeyneb. Ich bin Anfang 20 und komme aus Afghanistan.

Seit 2015 lebe ich in Deutschland. Ich wohne mit meinen Eltern und meinen fünf Geschwistern zusammen in Bocholt. Ich bin die älteste Tochter. **Meine Fluchtgeschichte erlebte ich, als ich elf Jahre alt war.** An unser Leben in Afghanistan kann ich mich deshalb auch noch gut erinnern. Vieles davon vermisste ich bis heute.

Früher war unser Leben sehr schön. Wir waren sorgenfrei und in unserem Wohnort gut vernetzt. Mein Vater hat auf unseren Ländereien gearbeitet und abends ist er Taxi gefahren. Auch meine Mutter hat gearbeitet: Sie hatte ihre eigene Teppichknüpfen-Firma. Mit ihrem Verdienst hat sie obdachlosen Kindern oder Familien in Not geholfen.

Ich selbst war oft zu Hause, denn zur Schule zu gehen, war oft nicht wirklich sicher. Deshalb haben ich und meine Schwester zu Hause Unterricht bekommen und sind nur zu Klassenarbeiten in die Schule gegangen. Meine Mutter hat in unserer Ausbildung großen Wert auf Sprachen gelegt, so dass wir z.B. auch eine Türkischlehrerin hatten.

Dann kam der Moment, der für uns alles verändert hat. Bis heute trage ich ein starkes Schuldgefühl in mir, weil ich denke, dass ich der Auslöser dafür war, dass wir fliehen mussten: Wie es bei uns üblich war, haben sich alle Frauen der Umgebung regelmäßig bei uns zum Beten getroffen. Ich erinnere mich gut an den Tag... **Ich musste den Koran unter den Frauen verteilen. Zwischen den Büchern lag aber auch die Bibel meines Onkels.** Er gehört dem evangelischen Glauben an und ich hatte sie mir vorher zum Lesen ausgeliehen. Ich war einfach neugierig und habe mir nichts Schlimmes dabei gedacht. Dann habe ich diese Bibel aber zusammen mit den Koranbüchern ausgeteilt und eine Frau erkannte, was sie in den Händen hielt.

In Afghanistan reicht schon der **Verdacht auf „eine andere Religion“**, um große Probleme zu bekommen. **Die Stimmung kippte sofort.** Es wurde geschrien. Meine Schwester und ich wurden schnell in ein Zimmer geschickt und die Türen verriegelt. Meine Familie erkannte sofort die Gefahr in der Situation. Ich kann mich nicht an jedes Detail ganz genau erinnern, aber die große Angst spüre ich bis heute.

Es herrschte erst einmal totales Chaos.

Die Frauen waren sehr wütend und wir wussten, dass vor allem gerade **meine Mutter in Gefahr war**, sie war ja vor Ort. Mama wurde kurz nach dem Chaos **vom Imam und anderen Männern abgeholt und eingesperrt. Sie sollte gesteinigt werden. Auch mein Vater wurde festgenommen. Er war fast zwei Wochen weg.** Wir wussten nicht, was mit ihm passieren würde. Als er zurückkam, ging es ihm sehr schlecht. Er ist **schwer misshandelt und verprügelt** worden. Er konnte nicht laufen und war verletzt.

Unser ganzes Leben ist innerhalb von Minuten zusammengebrochen. Zum Glück schaffte es meine Oma, zuerst meine Mutter und später auch meinen Vater mit Geld aus dem Gefängnis herauszukaufen. **Spätestens da entschieden meine Eltern: Wir müssen weg, es ist hier für uns alle nicht mehr sicher! Auch mein evangelischer Onkel traf die Entscheidung zu fliehen und zum Glück ist er heute bei uns in Deutschland.**

Wir sind dann sehr schnell von zuhause los. **Wir haben nichts mitgenommen außer den Kleidern, die wir trugen. An die ersten Etappen unserer Flucht erinnere ich mich nur bildhaft:** Erst waren wir in einem Auto, aus dem wir mitten in der

Nacht aussteigen mussten. Wir waren in einem großen Berggebiet angekommen und man sagte uns, hier in der Nähe sei die Grenze zur Türkei. Wir blieben dort ein paar Tage in alten Häusern, bevor wir die Grenze überquerten. Für uns Kinder fühlte es sich zwischendurch fast wie Urlaub an: Wir liefen herum und spielten. Aber ich habe gleichzeitig gespürt, wie angespannt meine Eltern waren. Sie wollten nicht, dass wir zu oft rausgehen.

Nach ein paar Tagen ging es nachts weiter. **Wir wurden zusammen mit vielen anderen Menschen, die auch in den Bergen warteten, in einen LKW gesetzt.** Ich kann mich noch daran erinnern, dass der LKW kein Dach hatte und ich die Sterne sehen konnte. Später ließ man uns an einem Fluss raus. Man sagte uns, dass wir den Fluss durchqueren und dann durch die Bäume laufen müssen. Dann wären wir in der Türkei und hätten die erste große Hürde geschafft.

Auf der anderen Seite, hinter dem Wald würden schwarze Autos auf uns warten, die uns weiterbringen würden. **Wir liefen los, durchquerten das kalte Wasser und irrten durch den Wald.** Tatsächlich standen dann irgendwann Autos vor uns und wir stiegen ein. Sie fuhren erst los, als alle Autos voll besetzt waren. Ich kann mich noch gut daran erinnern, dass meine Eltern Angst hatten, uns in der Menge zu verlieren. Wir mussten alle nah beieinanderbleiben.

In der Türkei waren wir mit vielen anderen in einem Haus, bevor wir dann weiter verteilt wurden. Unsere Familie kam nach Istanbul und wir blieben dort für

ungefähr drei Monate. Ich und meine jüngere Schwester konnten uns ein wenig in der Türkei verständigen. Meine Eltern nicht und das machte es für uns alle nicht leicht dort. **Deutschland war damals noch kein Thema für uns. Wir dachten, dass wir in der Türkei bleiben können.** Mein Vater versuchte mehrere Wochen lang Arbeit zu finden, doch es klappte nicht. **Wir fanden auch kein richtiges Zuhause, so dass wir oft auf der Straße schlafen mussten.** Nach drei Monaten entschieden meine Eltern, dass wir in der Türkei keine Zukunft haben und lieber weiterfliehen.

Mein Vater entschied dann, dass wir das Mittelmeer überqueren und versuchen nach Griechenland zu kommen. Erneut müssen meine Eltern dann einen Fluchthelfer oder auch Schlepper engagiert haben. **Es tauchten Männer auf, die uns** an die Küste mitnahmen und für ein paar Tage mit anderen **in einem Keller warten ließen.** Wir warteten darauf, dass das Meer ruhiger wird und wir eine Chance zur Überfahrt bekämen.

Der Tag der Überfahrt ist bis heute eine meiner schlimmsten Erinnerungen. Die Nacht vor der Reise mussten wir auf einem Berg zwischen Bäumen verbringen. **Es war die ganze Zeit so kalt,** sodass wir versuchten uns gegenseitig zu wärmen. Wir hatten ja immer noch nur die Jacken, die wir bei unserer Abreise trugen. **Da wir unentdeckt bleiben mussten, durften wir auch kein Feuer machen. Ich und auch meine kleinen Geschwister, die Jüngste war zwischen zwei und drei Jahren alt, litten sehr. Wir hatten alle wahnsinnig große Angst.** Und als meine Mutter dann auch noch irgendwann sagte, dass sie sich **nicht sicher ist, ob wirklich alle lebendig ankommen, sind wir alle in Tränen ausgebrochen. Auch mein Vater hat sich in diesem Moment von uns verabschiedet.**

Uns war allen klar, dass es jetzt um Leben und Tod ging.

Trotzdem versuchten meine Eltern stark zu bleiben und uns Sicherheit zu geben. Sie wiederholten immer wieder: „**Wir werden das schaffen, wir werden das schaffen, wir werden das schaffen.**“

Über das Meer patrolierten die ganze Nacht über Boote und solange die da waren, duften wir nicht los. Nachdem sie abgezogen waren, wurden unsere **Schlauchboote ins Wasser gelassen.**

Sie wurden nacheinander mit **viel zu vielen Menschen** besetzt. Alle haben sich aneinandergedrängt und fuhren dann los. **Ein Boot kenterte kurz nach dem Ablegen** und alle Menschen fielen ins Wasser. Die Männer, die noch an Land waren, sprangen hinterher und halfen. **Viele der Flüchtlinge, vor allem Frauen und Kinder, konnten nicht schwimmen und haben um ihr Leben geschrien.** Alle konnten zum Glück gerettet werden und dann gab es einen zweiten Versuch.

Danach waren wir dran. Unser Boot war ein graues Schlauchboot, dass eigentlich für 30 Menschen gedacht war. Wir waren aber ungefähr 40 Personen. Meine Mutter saß ganz vorne und ich direkt neben ihr. **Während der Fahrt bemerkten wir, dass das Boot undicht war und es lief immer wieder Wasser hinein.** Wir schöpften es die ganze Zeit wieder heraus und **hofften einfach nur noch.** Ich habe die ganze Zeit immer wieder zurück auf den Berg geschaut, von dem wir gekommen waren, und dann nach vorne in die Weite. **Wir alle haben die ganze Zeit gebetet, dass wir nicht umkippen oder das Boot untergeht. Das wäre für die meisten an Bord der sichere Tod gewesen.** Aber nach anderthalb bis zwei Stunden haben wir Griechenland erreicht.

An der Küste stiegen wir alle vom Boot **und umarmten uns.** Was sollten wir jetzt machen und wohin sollten wir gehen? **Wir fingen an zu laufen,** um irgendwie weiter zu kommen und Hilfe zu finden. Wir waren bis ca. 22 Uhr durchgehend unterwegs.

Meine Eltern trugen mein jüngstes Geschwisterkind. Alle anderen mussten mithalten. Wir hatten keine Decken. **Irgendwann kamen wir in einem Dorf an und entschieden da zu übernachten, klopfen an Türen und baten um Hilfe, um Essen oder um Schutz. Viele halfen uns nicht.**

Wir entschieden, dass wir neben einer Kirche schlafen und am nächsten Tag weiterlaufen würden. **Eine Frau, an dessen Tür wir geklopft hatten, brachte uns auf einmal ganz viele Decken und Kissen.** Das war ein besonderer Moment für uns alle und wir fühlten uns ein wenig sicherer und wärmer.

Am nächsten Morgen wurden wir ganz früh von der Polizei geweckt. Wir mussten in einen Bus einsteigen und **wurden in ein Flüchtlingslager gebracht.** Dort wurde uns eine kleine Plastikhütte zugeteilt. Wir bekamen Essen, aber durften das Lager nicht verlassen. Wir waren ungefähr einen Monat dort. Dann bekamen wir ein Papier auf dem „Athen“ stand und wurden zu einem großen Schiff gebracht. Von dort fuhren wir nach Athen.

In Athen angekommen bekamen wir einen Tipp, wo wir Fluchthelfer treffen könnten und sind dort hingegangen. Wir kamen aus der U-Bahn-Station hoch und landeten in einem **Park voller Ausländer. Gleich sprach ein Mann meinen Vater an und bot an, uns für Geld weiterzubringen, sogar bis nach Schweden, wenn wir genug Geld hätten.**

Wir blieben aber erst einmal paar Wochen in Athen, um das Erlebte zu verarbeiten und uns etwas auszuruhen. Wir wohnten zu der Zeit in einem Hochhaus, in einem einzigen Zimmer. Irgendwann entschieden meine Eltern wieder, dass wir auch hier nicht bleiben können und weitergehen müssen. **Wir suchten uns in dem Park also wieder Menschen, die uns gegen Bezahlung weiterbringen konnten.** Vielleicht ja sogar bis nach Schweden?

Ab da wurde unser Weg wieder sehr gefährlich. Wir fuhren zuerst mit dem Zug in Richtung Norden. **Zwei Männer begleiteten uns** auf dem ganzen Weg von Athen aus. **Wir mussten ihnen vertrauen und machten alles, was sie uns sagten.** Auf einmal hieß es, dass wir aussteigen müssen und von jetzt an **über die Schienen laufen** werden. Wir waren nicht die einzigen Flüchtlinge auf dieser Route. Viele andere gingen den gleichen Weg. Wir liefen von Haltestelle zu Haltestelle. **Wir schliefen kaum.** Wir tranken Wasser und aßen die ganze Zeit nur Thunfisch und Brot. Zwischendurch sind die Männer immer mal wieder weg und brachten uns Verpflegung mit. **Sie kannten sich auf der ganzen Strecke gut aus.** Ich trug einen Rucksack voller Wasser, mein Vater das Brot und den Thunfisch. Meine Mutter trug meine kleinste Schwester. Die anderen musste alle mitlaufen.

Und dann kamen wir auf eine alte Eisenbahnbrücke zu.

Es war mitten in der Nacht, von Samstag auf Sonntag. Wir sollten alle rüberlaufen. Hintereinander und langsam. Einer der Männer sagte uns:

„Wenn ihr Glück habt, kommt kein Zug. Dann schafft ihr es rüber.“ Wenn ein Zug käme, dann hätten wir nicht ausweichen können. Unter uns war ein riesiger Fluss. Wer runterfiel, war verloren.

Wir nahmen unseren **ganzen Mut** zusammen und gingen los. Wir hielten uns alle an den Händen fest und versuchten uns zu stützen und zu sichern. Die Holzdielen waren sehr locker und klappten immer wieder an einer Seite hoch, wenn man falsch auftrat. **Wir hatten unglaubliche Angst in dieser Situation.** Ein falscher Schritt oder ein Zug konnten alles beenden. **Als wir drüben angekommen waren, packte mein Vater den Mann am Hals und schrie ihn an: „Wie kannst du uns nicht sagen, wie gefährlich das ist?“. Der Mann antwortete kalt: „Du bist auf einem Fluchtweg – was erwartest du?“.**

Verstört und erschöpft liefen wir weiter auf und an den Schienen entlang. Ein paar Tage später, liefen meine Schwester und ich etwas weiter vorne als wir so ein **komisches Surren und Zischen** hörten. **Mein Vater schrie nur noch,** dass wir sofort weg von den Schienen müssen, **wir sprangen weg und da zischte auch schon ein Zug mit unglaublicher Geschwindigkeit an uns vorbei.** Meine Schwester und ich sind in einem Busch gelandet. Wir schrien und weinten, weil wir nicht wussten, ob unsere Familie rechtzeitig ausweichen konnte. Dann wurden wir still, weil wir sie nicht sehen konnten. Und obwohl der Zug schon längst wieder weg war, **bleib es ganz still und. Keiner wagte etwas zu sagen – alle standen unter Schock.**

Irgendwann rief jemand laut: **„Seid ihr alle noch am Leben?“.** Das war wie ein Weckruf: Auf einmal kamen alle wieder aus ihren Verstecken. Meine Mutter rannte zu uns und schimpfte mit uns: „Warum lauft ihr so weit nach vorne? Was, wenn euch etwas passiert?“...

Wir liefen bis Mazedonien. Dort hofften wir auf Züge, aber oft ließ man uns nicht einsteigen, weil wir keine Papiere hatten. Also liefen wir tagelang weiter an den Schienen entlang. **An Haltestellen bettelten wir Polizisten an, uns in einen Zug zu lassen. Wir konnten einfach nicht mehr. Ich erinnere mich sogar daran, dass mein kleiner Bruder vor einem Polizisten auf die Knie ging und flehte. Er war mit seinen fünf Jahren völlig am Ende.**

Meist kam von Polizisten aber nur ein Nein.

Während der ganzen Flucht **sprachen wir untereinander kaum über Gefühle**. Wenn einer fragte, wie es einem geht, dann sagte man: „Mir geht's gut – und dir?“ Als ob alles normal wäre. Dabei wussten wir alle, dass wir am Ende unserer Kräfte waren.

Nach der dritten oder vierten Haltestelle durften wir in einen Zug einsteigen, indem nur Ausländer und Polizisten saßen. Das war zwar merkwürdig aber wir mussten und setzen und ausruhen. Auch die beiden Männer wollten, dass wir einsteigen.

Der Zug fuhr los und wurde immer schneller. Alle merkten schnell, dass etwas nicht richtig war. Wir hielten an keiner Station an und es kam Angst auf.

Die Menschen befürchteten, dass wir zurück nach Griechenland geschickt werden. **Ein Vater sprang mit seinen Kindern aus dem Fenster.** Einer unserer Begleiter sagte irgendwann, dass wir das vielleicht auch machen müssen. Mein Vater sagte ihnen dann aber ganz klar, dass wir nicht springen werden. Er wollte unser Leben nicht riskieren. **Wenn sie uns zurückbringen sollten, dann wäre es so, aber wir wären am Leben.** Wir blieben also sitzen. Die ganze Zeit wurde nur gebetet.

Irgendwann stoppte der Zug und die Polizisten stiegen aus. Sie zeigten in eine Richtung und sagten, dass wir nach Serbien kommen, wenn wir in diese Richtung laufen würden. Von Serbien weiß ich vieles nicht mehr so genau. Ich erinnere mich an die Hauptstadt und an einen Park. **In dem kamen zwei Männer in Polizeikleidung auf uns zu und fragten nach Ausweisen. Wir hatten natürlich keine. Sie verlangten von uns Geld, um nicht verhaftet zu werden und mein Vater gab ihnen die geforderten 100 Euro.** Später sagten unsere Begleiter, dass wir alles richtig gemacht hätten und dass das Betrüger gewesen seien. Das passiert in Serbien ganz oft. **Wer nicht zahlt, wird verprügelt.**

Dann ging es Richtung Ungarn, wieder in der Nacht und über Schienen. **Die Männer haben uns an dem Grenze verlassen.** Wir liefen irgendwann mit anderen Familien in einen riesigen Wald. Es war stockdunkel. Man konnte seine Hand nicht vor Augen sehen. **Jemand aus der Gruppe holte sein Handy raus und schaute auf Googlemaps, wo wir waren. Er sagte, dass wir im Kreis laufen und besser bis zum Sonnenaufgang warten sollten.**

Wir schliefen auf einer Lichtung mitten im Wald. **Morgens, gegen 5 Uhr liefen wir weiter und überquerten einen kleinen Fluss. Als die Sonne aufging, sahen wir in der Ferne ein Metallzaun und dahinter waren richtig viele Bären.** Sie schauten uns an. Ich dachte in diesem Moment, dass wenn wir nachts weitergelaufen und über den Zaun geklettert wären, wir mitten zwischen den Bären gelandet wären.

Nachdem wir das Waldstück durchquert hatten, kamen wir auf eine Straße. **Ein Bus kam angefahren. Auf ihm stand in großen Buchstaben „Deport“.** Ein großer Mann rief, wir sollen alle einsteigen. Der Bus fuhr immer wieder Stellen in diesem Wald an, hielt kurz, und auf einmal kamen Menschen aus den Bäumen hervor und stiegen ein. Erst als der Bus voll war, fuhren wir in Richtung einer Stadt. Dort wurden wir in eine große Sporthalle gebracht. Auf dem Boden lagen sehr viele Turnmatratzen nebeneinander. **Nachdem wir etwas essen und trinken konnten, haben wir uns auf die Matratzen gelegt und sind alle sofort eingeschlafen.**

Nachdem wir uns etwas ausruhen konnten, wurden wir **in eine Zelle in der Polizeistation** gebracht. Dort waren noch viele andere Flüchtlinge wie wir. Wir blieben eine Nacht in der Zelle und **bekamen dann Zugtickets** in die Hand gedrückt. Damit konnten wir in die Hauptstadt fahren. In einem richtigen Zug zu sein und ein Ticket zu haben fühlte sich unglaublich gut an.

In der Hauptstadt angekommen, holte mein Vater unser Geld heraus und sagte: „Das ist unser letztes Geld. Was machen wir damit?“. Meine Mutter fragte, ob es für ein anderes Zugticket reichen würde und **Papa kaufte uns Fahrkarten nach Schweden.** Am Bahnhof sprachen uns andere Flüchtlinge an, die sehr schick gekleidet waren. Sie erzählten, sie hätten sich extra schön und frisch angezogen, damit man sie im Zug nicht als Flüchtlinge erkennt. Sie sagten zu meiner Mutter, dass sie mit so vielen Kindern und unserem Aussehen sicher erkannt und aus dem Zug geschmissen wird. Meine Mutter sagte nur, dass sie in Gott und ihre Kinder vertraue und wir es versuchen werden. **Wenn es für uns nicht weitergeht, dann geht es eben nicht weiter.**

In dieser Nacht am Bahnhof aßen wir zum ersten Mal eine Pizza. Das werde ich nie vergessen. Mein kleiner Bruder war so glücklich, als wäre für einen Moment alles egal. Es war, als hätten wir alle kurz vergessen, wie hart alles ist. Gegen 9 Uhr am Morgen ging unser **Zug in Richtung Wien.**

Im Zug stiegen Polizisten ein und viele Menschen rannten vor ihnen weg.

Wir aber blieben sitzen. Ich zählte innerlich die Sekunden, als die Polizisten an uns vorbeigingen. Aber sie nahmen uns nicht fest. Wir blieben einfach sitzen und konnten bis Wien durchfahren.

In Wien entschieden meine Eltern wieder: „**Wenn man uns festnimmt, bleiben wir. Wenn nicht, fahren wir weiter.**“ Also nahmen wir auch hier den nächsten Zug. Es war ein Nachtzug und es gab sogar Liegeplätze. In der Nacht klopfte es plötzlich an der Tür, **Polizei**. Sie wollten unsere Papiere sehen, aber wir hatten keine. **Also nahmen sie uns fest.** Sie wollten uns mit Handschellen fesseln, aber ich übersetzte für meinen Vater auf Englisch, dass wir auch so mitkommen und nicht weglaufen würden.

Wir wurden von der Polizei mit vielen anderen in einen Bus gesetzt und **wieder in eine Turnhalle gebracht**. Ich glaube, das war in Bayern. Dort kontrollierte man uns und gab uns Essen: Toastbrot mit Nutella. Ich erinnere mich gut daran, weil ich dachte: „Wie lieb – sie geben uns hier sogar Kuchen“. Und ich schwöre, so ein leckeres Nutella-Toast habe ich nie wieder gegessen. Von dort schickte man uns **weiter nach Dortmund, dann nach Düsseldorf in ein Flüchtlingslager**. Dort war es voll, aber ich war nicht unglücklich. Wir hatten ein Zimmer mit acht Betten. Es gab Frühstück, Mittagessen und Abendessen. Wenn man raus wollte, brauchte man einen Zettel, und beim Zurückkommen musste man ihn wieder abgeben. Wir bekamen saubere und warme Kleidung.

In Düsseldorf gab es auch eine türkische Frau, die eine leitende Rolle in der Einrichtung hatte. Sie sprach immer wieder mit meiner Schwester, weil sie sehr gut Türkisch konnte. Diese Frau brachte uns öfter Süßigkeiten mit. **Irgendwann rief man uns zu ihr und sie sagte, dass sie einen Ort für unsere Familie gefunden hatte.** Am nächsten Morgen sollte ein Auto nur für uns kommen und uns dorthin bringen. **Wir stiegen ein und kamen am Berliner Platz in Bocholt an.**

Wir meldeten uns als Flüchtlinge bei der Stadt an und saßen ewig auf dem Flur. Wir wussten nicht, was wir jetzt machen sollten und verstanden niemanden. Dann hörte ich, wie ein Mann türkisch sprach und fragte ihn, ob er uns helfen könne. Er sprach für uns mit der Mitarbeiterin und kam nach ein paar Minuten zurück.

Er erklärte uns, dass unser Gepäck schon in eine Wohnung gebracht wurde und gab uns einen Zettel, mit dem wir als erstes zur Sparkasse gehen sollten. Wir gingen zur Sparkasse und die gaben uns einfach Geld. Wir kauften uns damit als erstes Essen und Trinken und gingen in unsere Wohnung. Wir konnten unser Glück kaum fassen! Ich weiß noch, dass es ein sonniger Tag war.

Bevor wir uns ausruhten, putzten wir die ganze Wohnung blitzblank. Wir wollten alles sauber machen. Nicht lange danach kam meine Tante zu besuch. Sie war schon vor längerer Zeit nach Österreich geflohen und lebte in einer Großstadt. Sie half uns mit Briefen, die wir nicht verstanden. In einem der Brief stand wohl, dass wir **wieder umziehen müssen**. Wir waren enttäuscht. Denn wir hatten gerade alles sauber gemacht und fühlten uns langsam wohl. Meine Eltern wollten nicht umziehen und gingen zu der Stelle, die die Briefe geschickt hatte. Dort sagte man ihnen, dass die alte Wohnung zu klein für die ganze Familie ist und uns die neue besser gefallen wird.

Die neue Wohnung war in der Pommernstraße. Dort war es viel ruhiger, sauberer und wirklich schöner. Meine Mutter mochte es sofort. In der Wohnung gab es auch schon ein paar Dinge wie einen Kühlschrank, eine Waschmaschine, Schränke und Betten. Andere Sachen, wie zum Beispiel das Sofa, durften wir aus der alten Wohnung mitnehmen. Aber wir hatten kein Auto. Also trugen wir das Sofa und vieles andere mit einem Einkaufswagen bis zur neuen Wohnung.

Das war unser Start in Bocholt.

Auch die Schule war ein wichtiger Wendepunkt für uns Kinder. Meine Schwester und ich gingen von 2015 bis 2016 **zuerst auf die Hohe-Giethorst Schule**. Wir waren in einer Ausländerklasse und lernten dort mit anderen Deutsch. **Manche waren Kinder wie wir, andere waren aber auch schon 16 und älter. Wir alle waren aber in der 5. Klasse. Wir fühlten uns an der Hohe-Giethorst Schule sehr wohl. Dann sagte unsere Deutschlehrerin, sie wolle uns auf eine andere Schule schicken, weil es dort mehr Möglichkeiten für unsere Zukunft gebe.**

Meine Eltern kannten das deutsche Schulsystem nicht, weil es in Afghanistan die Unterschiede zwischen Haupt-, Realschule und Gymnasium nicht gibt. Unsere Lehrerin organisierte netterweise eine Dolmetscherin, erklärte meinen Eltern alles und gab ihnen Informationen. **Ich bin ihr bis heute sehr dankbar. Durch ihre Hilfe konnten wir aufs KaPu wechseln und ich mein Abitur machen. Nur durch sie bin ich also heute da, wo ich stehe.** Wer weiß, was ich sonst jetzt machen würde. Auch mein Bruder und meine anderen Geschwister sind mittlerweile alle dort angemeldet.

Wir haben lange in der Wohnung gelebt.

Je älter wir aber alle wurden, desto größer wurde unser Wunsch nach einem Haus. Ich erzählte meiner damaligen Klassenlehrerin davon, dass wir kein Haus finden konnten, egal wie viel wir suchten. Und auch sie half uns. Im Mai 2017 konnten wir in unser jetziges Zuhause umziehen.

Heute kann ich sagen, dass meine Familie und ich uns in Bocholt so wohl wie noch nie fühlen. Ja, ich vermisse viele Familienmitglieder von früher. Ich vermisse es, mit meinen Verwandten Familienfeste zu feiern, meinen Onkel zu besuchen– das gibt es so nicht mehr.

Aber ich sehe meine Eltern heute viel mehr lachen als damals. Und das bedeutet mir alles.

Text: Zeyneb, März 2026

Sie möchten mehr über die
Ausstellung oder das
Rahmenprogramm erfahren?
Vielleicht sogar Ihre ganz
persönliche Fluchtgeschichte
erzählen?



Dann melde Sie sich bei uns:

Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

**AUSSTELLUNG
STADTMUSEUM BOCHOLT**

Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

Heinz, Schlesien – Vertreibung

Der Text thematisiert Nationalsozialismus, Krieg und die Vertreibung aus der Heimat. Geschildert werden Enteignung, entwürdigende Transporte und prekäre Unterbringung. Es geht um die Trennung von Familienangehörigen, Verlust und gesellschaftliche Vorbehalte gegenüber Vertriebenen.

Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

Heinz wächst in Schlesien auf und erlebt als Kind den Nationalsozialismus und die letzten Jahre des Zweiten Weltkriegs. 1946 muss der 15-Jährige mit seiner Mutter und seinen Schwestern die Heimat verlassen. Zu Fuß und in überfüllten Viehwaggons führt ihr Weg Richtung Westen. Die Familie wird ihres Besitzes beraubt, muss in Lagern übernachten und bleibt zunächst vom Vater getrennt.

In Liedern findet Heinz Aufnahme auf einem Bauernhof und beginnt früh, für seinen Lebensunterhalt zu arbeiten. Aus der vorläufigen Unterbringung entsteht ein dauerhafter Lebensmittelpunkt: Er bleibt der Region treu, gründet eine Familie und baut sich ein neues Zuhause auf. Seine Geschichte erzählt von Vertreibung, Verlust und familiärer Trennung, aber auch von Hilfsbereitschaft, Arbeit und einem Neubeginn, der schließlich zur Heimat wird.

Heinz

Die Biografie von Heiz wurde freundlicherweise von Reinhold A. Ihorst zur Verfügung gestellt, der ihn im Jahr 2012 für die Hauszeitung "dat Blädeken" der Kardinal Diepenbroch GmbH interviewt hat.

Mein Name ist Heinz und ich wurde am 25.04.1931 in Alt-Rörsdorf bei Bolkenhain in Schlesien geboren. Meine Eltern arbeiteten im örtlichen Kalkwerk.

Wenn ich mich an meine Kindheit erinnere, muss ich sofort an die Geschichte mit Onkel Sperling denken. Onkel Sperling war Kantor an der evangelischen Kirche und Lehrer in der evangelischen Schule. Er spielte regelmäßig mit meinem Opa Karten. Eines Tages kam ich in die Schule und begrüßte ihn freundlich mit „Guten Morgen, Onkel Sperling“. Böse schickte er mich aus der Klasse. Als ich ihn beim zweiten Mal wieder so begrüßte, schickte er mich wieder raus. Beim dritten Mal gab es eine Backpfeife. Dann sagte er laut zu mir: „Heil Hitler, heißt das hier!“ Dann wusste ich Bescheid.

Im Frühjahr 1945 war ich 14 Jahre alt und hatte meine Volksschule gerade abgeschlossen. Auch meine Konfirmation war schon geplant, aber in den Wirren der damaligen Zeit und **wegen der bevorstehenden Vertreibung in den Westen ist es nicht mehr dazu gekommen**. Wir saßen quasi schon auf den gepackten Koffern. Die neuen Schuhe für die Konfirmation hatte ich schon bekommen. Den Bezugsschein für den Konfirmations-Anzug habe ich heute noch.

Unsere Vertreibung aus der Heimat begann im Juli 1946. Die ersten 35 km zur Kreisstadt nach Jauer mussten wir mit dem nötigsten Handgepäck zu Fuß laufen. Unterwegs wurden wir von den Polen gefilzt. **Es wurden uns alle Wertsachen weggenommen**. Auf dem Bahnhof der Kreisstadt wurden jeweils 35 bis 40 Personen mit dem ganzen Gepäck **in einen Viehwaggon getrieben**. Das war sehr eng und es war stickige Luft.

Die Menschen aus Ostpolen wurden von den Russen in den Westen vertrieben und kamen so auch nach Niederschlesien. **Wir mussten die Häuser für die Polen räumen und Richtung Westen ziehen**. Den Großteil der Strecke haben wir mit dem Zug bewältigt. Bei einem Halt in Marienthal, wo viele Viehwaggons standen, sollten wir nachts in einem Lager mit Holzpritschen auf Stroh schlafen. **Da das Stroh wegen des vielen Ungeziefers wackelte, haben wir die Nacht lieber im Viehwaggon verbracht**. Am 28. Juli 1946, am 10. Geburtstag meiner jüngsten Schwester Gretel, mussten wir in Kohlfurt alle **zur Entlassung**.

Gretel hat geweint und gesagt: „Kuck mal, wie ich aussehe! Ich sehe aus wie ein Schneemann!“ Erst als sie von jemandem ein Bonbon bekam, hat sie wieder gelacht.

Etwa Mitte **August 1946 landeten wir schließlich im Kloster Maria Veen.** Wir kamen in den großen Schlafsälen des Klosters unter. Erstmals in meinem Leben habe ich hier Duschen erlebt, natürlich streng getrennt nach Männern und Frauen. Hier gab es auch ausreichend zu Essen. Wir Jungs mussten immer die großen Kübel mit Essen zu den einzelnen Häusern tragen. Nahe beim Kloster gab es ein großes Möhrenfeld. Wir Jungs waren mit dem Ernten immer schneller als der Klosterverwalter.

Nach etwa zwei Wochen verließen wir Ende August 1946 Maria Veen. Von den ca. 60 Familien meines Heimatortes wurden etwa 30 den Gemeinden Reken und Heiden zugewiesen, die andere Hälfte kam in das Amt Liedern-Werth. **Meine Mutter, meine beiden Schwestern und ich wurden dem Bauern Wilhelm Böggering in Liedern zugeteilt.** Als wir auf dem Hof ankamen, sagte der damals 7-jährige Bernhard zu seinem Vater: „Papa, du solltest doch einen Gleichaltrigen zum Spielen für mich mitbringen, der ist doch viel zu alt für mich“. Ich war damals 15 Jahre alt.

Ich schlief bei den beiden Knechten in der Upkamer. Am ersten Morgen kam die Magd und weckte uns zum Melken. Da ich schon mit 11 Jahren von meiner Oma das Melken gelernt hatte, ging ich mit zum Melken. Nach zwei Tagen sagte die Magd zum Bauern: „**Bur, den Junge holt wei, de melkt genauso flott as wei. (Bauer, den Jungen behalten wir, der melkt genauso schnell wie wir).**“ Bald durfte ich auch Trecker fahren und mit dem Selbstbinder arbeiten. Und so habe ich bis 1951 auf dem Hof Böggering gearbeitet. **Bei meiner Verrentung 1990 habe ich erfahren, dass der Bauer von 1946 bis 1951 für mich in die Rentenkasse eingezahlt hat. Dafür bin ihm heute noch dankbar.**

Wir haben es sehr gut getroffen beim Bauern Böggering. Es gab keinerlei Probleme. Bei anderen gab es manchmal auch Vorbehalte und große Skepsis. Ich erinnere mich noch an folgende Äußerung: „Ach, das ist auch einer von denen, die zuhause alle einen großen Hof hatten. In Wirklichkeit haben Sie im Kohlenkasten geschlafen und sich mit der Kirchenzeitung zugedeckt.“

Ein besonderes Ereignis fand im Sommer 1947 statt. Ich erinnere mich noch gut! Es kam ein fremder Mann zu uns auf den Hof. Einer der Knechte sagte: „Guck mal, da kommt schon wieder so’n Hausierer!“ Ich guckte genau hin und sage: „Das ist kein Hausierer, das ist mein Vater!“ Er war vorher bei seinem Bruder in Oschatz in der damaligen Sowjetischen Besatzungszone gewesen und hatte uns über eine Suchliste des Roten Kreuzes gefunden. Wir alle waren glücklich, wieder als Familie zusammen zu sein.

Nach meiner Zeit auf dem Bauernhof arbeitete ich zehn Jahre in der Färberei und Weberei Böggering in Lowick, ab 1961 bis zu meiner Verrentung dann im Isselwerk in Werth.

Liedern bin ich all den Jahren treu geblieben. Hier lebte ich zusammen mit meiner Frau und unseren vier Kindern in einem eigenen Häuschen, dass wir 1952 beziehen konnten. Seit März 2010 lebe ich im Diepenbrockstift.

Anmerkung der Redaktion:

Heinz ist leider mittlerweile verstorben.

Text: Resing auf Basis des Interviews von Herrn Ihorst, Mai 2026

Sie möchten mehr über die
Ausstellung oder das
Rahmenprogramm erfahren?
Vielleicht sogar Ihre ganz
persönliche Fluchtgeschichte
erzählen?

Dann melde Sie sich bei uns:



Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

**AUSSTELLUNG
STADTMUSEUM BOCHOLT**

Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

Irmtraut, Schlesien – Vertreibung

Der Text thematisiert Krieg, militärische Bedrohung und die Ausbildung einer Minderjährigen an Waffen. Geschildert werden Besatzung, Entrechtung, Enteignung und die erzwungene Kennzeichnung der deutschen Bevölkerung. Es geht um Vertreibung, Transporte in Viehwaggons, den Verlust der Heimat und langfristig nachwirkende Erinnerungen.

Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

Irmtraut wächst im niederschlesischen Bolkenhain auf. Als sich 1945 die Front gegen NS-Deutschland nähert, beginnt für die Jugendliche eine Zeit ständiger Ortswechsel: Sie flieht mit ihrer Familie, kehrt zwischenzeitlich in den Heimatort zurück und wird noch kurz vor Kriegsende in einem Wehrrertüchtigungslager an Waffen ausgebildet. Nach ihrer Rückkehr findet sie das Elternhaus durch eine Granate beschädigt vor. Unter russischer Besatzung und polnischer Verwaltung erlebt die Familie Enteignung, Kennzeichnung und den Verlust grundlegender Rechte.

Im Juli 1946 müssen Irmtraut und ihre Angehörigen ihre Heimat endgültig verlassen. Mit wenigen Habseligkeiten, zu Fuß und in einem überfüllten Viehwaggon führt ihr Weg nach Westen. Auf einem Bauernhof in Liedern beginnt für die Familie ein neues Leben, zunächst geprägt von beengter Unterbringung und harter Arbeit. Irmtrauts Geschichte erzählt von Krieg, Flucht und Vertreibung – und von einer verlorenen Heimat, deren Erinnerung selbst nach mehr als siebzig Jahren in Bocholt lebendig bleibt.

Irmtraut

Die Biografie von Irmtraut wurde freundlicherweise von Reinhold A. Ihorst zur Verfügung gestellt, der sie im Jahr 2012 für die Hauszeitung "dat Blädeken" der Kardinal Diepenbroch GmbH interviewt hat.

Mein Name ist Irmtraut. Ich wurde am 30.04.1929 in Bolkenheim im Kreis Jauer (Niederschlesien) geboren. Mein Vater war Postbeamter und meine Mutter Schneiderin. Meine Schwester war drei Jahre jünger als ich.

Am 13. Februar 1945 stand die russische Armee 18 km vor meinem Heimatort Bolkenhain. Alle Familien von Postangehörigen flohen in das 20 km entfernte Landeshut im Riesengebirge. Wir kamen in einer Wohnung von geflohenen Landeshutern unter. Mein Vater musste aber schon bald zurück ins Bolkenhainer Postamt. Nach drei Wochen in Landshut bin auch ich nach Bolkenhain zurückgekehrt und habe wieder in der Autowerkstatt gearbeitet, bei der ich als kaufmännischer Lehrling angestellt war. Gewohnt habe ich bei meinem Vater, der als Postbeamter vor Ort bleiben musste. Essen bekamen wir damals aus der Volksküche.

Schließlich kam ich dann im April 1945 noch in ein Wehrtüchtigungslager, um den Umgang mit Gewehr und Panzerfaust zu lernen. **Mein Chef, gleichzeitig Bürgermeister, hat mir geraten, nicht dorthin zu gehen, weil er wohl ahnte, dass der Krieg eh bald zu Ende sei.**

Am 6. Mai 1945 wurde ich dann aus dem Wehrtüchtigungslager ohne Nahrung nach Hause geschickt. **Unser Haus war voller deutscher Soldaten. Mein Vater war nicht mehr da.** Also bin ich nach Landeshut gefahren, wo ich meine Familie wiederfand. Da wir schon den Kanonendonner der Russen hörten, sind wir dann am 8. Mai 1945 mit einem LKW ins Sudetenland bzw. die Tschechei weitergefahren. Dort in Schwarzenberg lief der Motor heiß. Wir wurden mit Anderen in Ferienhäusern untergebracht. Am nächsten Tag kamen Russen und Tschechen nach Schwarzenberg. **Eines Tages befahlen sie, dass alle Deutschen zurück ins Deutsche Reich müssen. So machten wir uns zu Fuß, mit zwei Rädern und einem Kastenwagen auf den Weg.** Einen Großteil unserer Sachen mussten wir zurücklassen. Da es steil hoch ins Gebirge ging, liehen wir uns einen Ochsen, der den Kastenwagen hochzog.

Kurz vor der Grenze rieten uns zwei amerikanische Soldaten, nicht gleich im ersten Dorf zu bleiben, weil dort die Russen die Flüchtlingstrecks überfallen und filzen. So zogen wir mit unserer Gruppe von ca. 20 Personen mit zwei Kleinkindern weiter. Wir kamen bei einer Bäuerin auf dem Heuboden unter. Von dort zogen wir erstmal zurück nach Bolkenhain. Unser Haus war inzwischen von einer Granate getroffen worden, aber wir konnten dort erst mal einziehen.

Bolkenhain stand im Sommer 1945 unter russischer Besatzung und polnischer Verwaltung. Eines Tages gab der polnische Bürgermeister auf dem Marktplatz bekannt, dass alle elektrischen Geräte, Radios, Bücher und Fahrräder abzugeben seien. Er verkündete wörtlich: „**Das ganze deutsche Volk sind Gefangene**“ und **verordnete, dass alle Deutschen eine weiße Armbinde tragen müssen.**

Bis zur Vertreibung aus unserer Heimat blieben wir noch ca. ein Jahr in Bolkenhain. Am 24. Juli 1946 mussten wir alle morgens um 5 Uhr zum Bahnhof. Jeder durfte nur 40 kg Gepäck mitnehmen. Wir waren trotz der großen Hitze dreifach angezogen. Zu Fuß ging es mit mehreren hundert Personen zum 18 km entfernten Jauer. Dort übernachteten wir auf einer Wiese.

Wir wussten nur, dass es Richtung Westen ging. **In Jauer wurden dann jeweils 35 bis 40 Personen in einen Viehwaggon eingesperrt.** Von unserem Zug wurde abends in Rausch, dem letzten Ort vor der Grenze zur damaligen Ostzone, die Lokomotive abgekuppelt. So mussten wir auf den nächsten Transport warten. Die weitere Fahrt im Viehwaggon verlief ziemlich reibungslos, so dass wir am 31. Juli 1946 in Münster-Mariental ankamen.

Am nächsten Tag ging es in einem Personenzug weiter nach Maria-Veen, wo wir erstmals seit einer Woche auf Feldbetten richtig schlafen konnten und satt zu Essen bekamen. Hier wurden wir alle zur Läusebekämpfung zum dritten Mal gepudert, obwohl wir gar keine Läuse hatten.

Am 3. August 1945 fuhren wir mit dem Zug von Maria-Veen nach Werth und landeten schließlich in Liedern auf einem Bauernhof. **Da der Bauer schon eine Flüchtlingsfamilie aufgenommen hatte, wollte er uns zunächst nicht aufnehmen.** Schließlich kamen wir doch bei ihm unter und erhielten zu viert ein Zimmer mit einem großen Bett. **Wir haben bis 1947 auf dem Hof in Liedern gearbeitet und gelebt. Zur Bevölkerung hatten wir damals wenig Kontakt.**

Nach der Vertreibung heiratete ich im Jahr 1950 in der evangelischen Christuskirche einen Bocholter. Wir haben zwei Kinder und wohnten seit dem Jahr 2000 zusammen im Betreuten Wohnen. 2005 ist mein Mann gestorben.

Wenn ich heute Flüchtlinge sehe, kommen mir Tränen in die Augen, dann werden all die alten Erinnerungen wieder wach. Und manchmal kommt auch die Sehnsucht nach der alten Heimat wieder hoch, obwohl ich schon über 70 Jahre in Bocholt lebe.

Anmerkung der Redaktion:

Irmtraut ist mittlerweile leider verstorben.

Text: Resing auf Basis des Interviews von Herrn Ihorst, Mai 2026

Sie möchten mehr über die
Ausstellung oder das
Rahmenprogramm erfahren?
Vielleicht sogar Ihre ganz
persönliche Fluchtgeschichte
erzählen?

Dann melde Sie sich bei uns:



Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

AUSSTELLUNG
STADTMUSEUM BOCHOLT

Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

Ataf, Pakistan – Religion

In diesem Text geht es um religiöse Verfolgung und extremistischen Hass. Es werden Mord, terroristische Anschläge und Schusswaffengewalt thematisiert. Der Text behandelt Flucht, den Tod naher Angehöriger sowie rassistische und fremdenfeindliche Anfeindungen.

Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

Als Kind flieht Ataf Javed Chaudhry mit seiner Familie aus Pakistan nach Deutschland. Als Angehörige der Ahmadiyya Muslim Jamaat sind sie religiöser Verfolgung und lebensbedrohlicher Gewalt ausgesetzt. Die öffentliche Ermordung seines Großvaters verändert das Leben der Familie für immer und zwingt seine Eltern zu einer Entscheidung zwischen Bleiben und Überleben.

In Bocholt baut sich Ataf Schritt für Schritt eine neue Heimat auf. Er lernt eine fremde Sprache, findet im Fußball Gemeinschaft und erkämpft sich trotz unsicherer Aufenthaltsperspektive seinen beruflichen Weg. Doch der gewaltsame Tod seines jungen Cousins und Erfahrungen von Ausgrenzung zeigen, wie lange Flucht und Verfolgung nachwirken. Seine Geschichte erzählt von Verlust und Angst, aber auch von Zugehörigkeit, Verantwortung und der Kraft, aus schmerzhaften Erinnerungen Hoffnung entstehen zu lassen.

Ataf Javed Chaudhry

Wenn ich an meine Kindheit in Pakistan denke, sehe ich zuerst unseren Innenhof in Bhirya Road vor mir. Staub wirbelt in der warmen Luft. Meine Cousins und ich rennen lachend über den Boden und spielen Cricket. Einer wirft den Ball, jemand ruft, jemand jubelt. Für uns Kinder ist es einfach ein Spiel. Ein ganz normaler Nachmittag.

Ich wusste nicht, dass unser Leben bald eine Richtung einschlagen würde, die sich niemand von uns ausgesucht hatte.

Mein Name ist Ataf Javed Chaudhry.

Ich wurde am 24. August 1979 in Pakistan geboren und kam 1987 als Kind nach Deutschland. Heute lebe ich hier. Doch der Weg hierher begann mit einer Entscheidung, die meine Eltern treffen mussten – einer Entscheidung zwischen Bleiben und Überleben.

Der Grund für unsere Flucht war unser Glaube.

Wir gehören zur Ahmadiyya Muslim Jamaat. In Pakistan werden Mitglieder unserer Gemeinde bis heute verfolgt. Menschen werden bedroht, angegriffen, eingesperrt – manchmal sogar getötet. Für viele Familien gibt es irgendwann nur noch einen Ausweg: gehen, um zu überleben.

Doch bevor wir gingen, geschah etwas, das unsere Familie für immer veränderte: Der 7. April 1985 war ein düsterer Tag. An diesem Tag wurde mein Großvater mütterlicherseits öffentlich ermordet. Seine letzten Worte waren: „Ich habe dem Mörder verziehen.“

Mein Großvater, Abdul Razzaq Chaudhry, war ein einfacher, tiefgläubiger Mensch. Auf Anweisung des damaligen Khalifen – des Oberhauptes unserer Glaubensgemeinschaft – war er nach Bhirya Road ausgewandert. Er hatte fast nichts – nur ein paar Rupien in der Tasche. Durch harte Arbeit baute er sich ein Leben auf. Er gründete eine Eisfirma und betrieb einen kleinen Laden, in dem er Alltagsgegenstände verkaufte. Die Menschen kannten ihn als bescheiden, liebevoll und hilfsbereit.

Doch ein junger Mann wurde von extremistischen Mullahs aufgehetzt – mit dem Versprechen, dass derjenige, der einen Ahmadi tötet, ins Paradies eingehe. (Das ist die tagtägliche Hetze der Mullahs gegen die Ahmadiyya-Gemeinde – und leider hat sich daran bis heute nichts geändert.) Dieser Mann erschoss meinen Großvater. Meine kleine Schwester war damals gerade einmal vier Monate alt.

Nach diesem Ereignis mussten meine Eltern eine Entscheidung treffen – für ihre Zukunft und für die Zukunft ihrer Kinder. Mein Vater war der Erste, der ging. Er floh nach Deutschland, etwa ein Jahr bevor wir nachkommen konnten. Ich war noch ein Kind, als meine Mutter, meine Schwester und ich schließlich ebenfalls aufbrachen.

An den Tag unserer Abreise erinnere ich mich bis heute. Ich sehe die Koffer. Ich sehe die Gesichter unserer Verwandten. Die Umarmungen. Die Tränen. Ich spürte, dass dieser Moment wichtig war. Aber ich verstand noch nicht, dass wir uns für immer verabschieden würden.

Meine erste klare Erinnerung an Deutschland stammt aus einer Erstaufnahmeeinrichtung in der Nähe von Frankfurt, nämlich in Schwalbach. Dort bekamen wir ein Dach über den Kopf, etwas Taschengeld – und Essen. Das Essen war für mich ein Kulturschock. Zu Hause in Pakistan gab es immer frisch gekochtes Essen: warmes Naan, würzige Karahis, Currys und Reisgerichte. Hier gab es plötzlich Toast mit Nutella, Salami oder Marmelade. Für mich war das eine völlig andere Welt. Mein Vater wollte uns etwas Gutes tun. Von dem wenigen Geld, das wir hatten, kaufte er Pizza. Doch auch sie war uns fremd. Alles war neu. Alles schmeckte anders. Alles fühlte sich anders an.

Also sparten meine Eltern das wenige Geld, das wir hatten, und kauften schließlich eine kleine Kochplatte, eine Pfanne und ein paar Zutaten. Zum ersten Mal konnten wir wieder so kochen wie zu Hause. **Der Duft erinnerte uns an Pakistan.**

Schnell sprach sich herum, dass wir eine Kochplatte hatten. Andere Familien liehen sie sich aus. Dieses Kochen war mehr als nur Essen. Es war ein Stück Normalität. Ein Stück Würde. Ein Stück Heimat.

Einige Zeit später wurden wir nach Bocholt umverteilt. Unsere erste Wohnung lag an der Mussumer Ringstraße, etwas außerhalb der Stadt. Dort begann unser neues Leben.

Die ersten Jahre waren schwer. **Wir mussten alles neu lernen:** die Sprache, das lateinische Alphabet und den Alltag in einem Land, das uns fremd war.

In der Schule kämpfte ich mich durch. **Als ältestes Kind trug ich viel**

Verantwortung. Meine Eltern konnten mir bei den Hausaufgaben nicht helfen – sie kämpften selbst noch mit der Sprache. Erst als wir später an den Theodor-Heuss-Ring umzogen, änderte sich vieles. Plötzlich lebte ich mitten in der Stadt. Ich fand Freunde, konnte mich verabreden und begann endlich, richtig Deutsch zu sprechen – nicht nur im Unterricht, sondern im Alltag.

Eine wichtige Rolle spielte der Fußball. Ich spielte bei **Olympia Bocholt.**

Auf dem Platz spielte es keine Rolle mehr, woher jemand kam oder welche Sprache er sprach. Dort zählte nur das Spiel. Zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, wirklich dazuzugehören.

Trotzdem blieb lange eine Unsicherheit. **Wir waren weiterhin Flüchtlinge** – nur geduldet. **Niemand konnte uns sagen, ob wir bleiben durften.** Doch angesichts der Umstände akzeptierte ich, dass mir meine Kindheit genommen worden war, aber aus meiner Zukunft wollte ich etwas machen.

Nach meinem Abschluss im August 1998 begann ich eine Ausbildung zum Industriemechaniker bei der Firma Caisley International GmbH. Die Praxis fiel mir leicht. Schwieriger war die Theorie – vor allem wegen der Sprache.

In dieser Zeit gab es einen Menschen, der mir besonders half: mein Chef Reinhard Nehls. Er unterstützte mich nicht nur beruflich, sondern auch menschlich. Er gab mir Mut, wenn ich selbst zweifelte.

Im Januar 2002 schloss ich meine Ausbildung ab. Später begann ich bei der Firma VKF Renzel GmbH zu arbeiten – und dort bin ich bis heute.

Auch privat begann ein neues Kapitel. Ich heiratete 2004 und gründete eine Familie. Beruflich bedingt lebte ich von 2006 bis 2008 mit meiner Frau in Eisfeld in Thüringen. Dort wurde mir erstmals deutlich bewusst, dass ich für manche Menschen immer ein Fremder bleiben würde. Menschen drehten sich nach mir um. Manche beschimpften mich. Meine Frau war hochschwanger. Es fühlte sich manchmal an, als müsste ich wieder fliehen.

Wir stellten uns eine entscheidende Frage: In welcher Gesellschaft soll unser Kind aufwachsen? Unsere Antwort war klar. Wir kehrten nach Bocholt zurück. Im Juni 2008 kamen wir zurück und im August wurde unser Sohn geboren. Heute haben meine Frau und ich vier Kinder. Zu Hause sprechen wir Deutsch und Urdu. Es ist mir wichtig, dass meine Kinder ihre Wurzeln kennen – sie sind Teil ihrer Identität.

Doch meine Verbindung zu Pakistan ist nie ganz verschwunden. Ende 2009 reiste ich noch einmal dorthin. Ich traf Familie, Freunde – und meinen Cousin Waleed Ahmed. Waleed war damals erst 16 Jahre alt. Ein kluger, lebensfroher junger Mensch mit großen Träumen. Er wollte Medizin studieren, Arzt werden und Menschen helfen. Wir verbrachten Zeit miteinander, gingen zusammen essen und lachten viel. Diese Erinnerungen sind bis heute lebendig.

Nur wenige Monate später, am 28. Mai 2010, geschah das Unfassbare. **In Lahore wurden zwei Moscheen unserer Gemeinde Ziel eines brutalen Attentats.** Bewaffnete Angreifer stürmten während des Gebets die Moscheen und eröffneten das Feuer. Mehr als 80 Menschen wurden ermordet. Unter ihnen war auch mein Cousin Waleed. Ein junger Mensch voller Zukunftspläne – und plötzlich war sein Leben einfach ausgelöscht. Nur weil er an seinen Glauben glaubte. Als ich die Nachricht hörte, war ich wie erstarrt. Die Erinnerungen an unsere Begegnung waren noch ganz frisch. Sein Lachen, seine Pläne, seine Träume. All das war plötzlich Vergangenheit. Dieses Ereignis hat mich tief geprägt und mir noch einmal deutlich gemacht, wie zerbrechlich Sicherheit sein kann.

Ich erinnere mich genau an diesen Tag. Ich kam von der Arbeit nach Hause, öffnete die Eingangstür – und sah sofort, dass etwas nicht stimmte. **Meine Frau stand vor mir. Sie weinte.** Mit zitternder Stimme sagte sie: „In Lahore ist etwas Furchtbares passiert... unsere Moscheen werden angegriffen.“

Ich ging ins Wohnzimmer. Der Fernseher lief. **Die Nachrichten zeigten Bilder, die ich nie vergessen werde. Ein Blutbad.** Der Terroranschlag war noch nicht vorbei. Immer wieder wurden neue Bilder eingeblendet – neue Aufnahmen, neue Informationen.

Wir saßen wie erstarrt vor dem Fernseher. Fassungslos. Sprachlos. Gleichzeitig versuchten wir, unsere Verwandten in Pakistan zu erreichen. Wir riefen Verwandte in Deutschland an. Jeder versuchte, irgendetwas herauszufinden.

Ob jemand etwas wusste.
Ob jemand Kontakt hatte.
Ob alle in Sicherheit waren.

Doch es gab keine klaren Antworten. **Nur Angst.**

Und während wir dort saßen, erinnerte ich mich plötzlich an etwas, das ich bis dahin für mich behalten hatte.

In der Nacht davor hatte ich einen Traum. Ich sah uns alle in einer Moschee. Plötzlich geschah etwas. Chaos. Angst. Und in diesem Traum überlebte meine Schwägerin nicht. Der Traum war so intensiv gewesen, dass ich schlagartig aufgewacht war. Ich saß schweißgebadet im Bett, mein Herz raste. Ich hatte es niemandem erzählt.

Aber als an diesem Freitag die Nachrichten liefen, kam alles wieder zurück. Nur eines war anders. Es war nicht meine Schwägerin. **Es war Waleed. Sein Lachen. Seine Träume. Alles war plötzlich Vergangenheit.**

Die Angst, die uns damals packte, verschwand nie ganz. Sie blieb – wie ein leises, ständiges Summen im Hintergrund. Vier Jahre später wurde sie wieder laut.

Anfang 2014 reiste ich erneut nach Pakistan – mit meiner Frau und unseren zwei Kindern. Wir saßen im Auto und waren auf dem Weg zur Familie in Rabwah, als mehrere tausend gewaltbereite Menschen durch die Straßen zogen. Die Menge war laut, aufgebracht, voller Wut. Wir blieben im Auto. Still. Beobachtend. Und voller Angst. Wenn sie erkannt hätten, wer wir sind, wären wir vielleicht selbst zum Ziel geworden.

In diesem Moment wurde mir klar, was Sicherheit in meinem Leben und für meine Familie bedeutet. Zwei Jahre später, 2016, wurde mein zweiter Sohn geboren. Ich wusste sofort, welchen Namen er tragen sollte. Ich rief meine Tante in Pakistan an und fragte sie, ob es für sie in Ordnung sei – Waleed Ahmed. Sie war tief bewegt. Ihre Freude war kaum in Worte zu fassen. Für sie bedeutete es, dass der Name ihres Sohnes weiterlebt. Und für mich bedeutet es, dass die Erinnerung an meinen Cousin Teil unserer Familie bleibt.

Heute wächst mein Sohn in Deutschland auf – in einem Land, in dem er ohne Angst zur Schule gehen kann und seine Zukunft frei gestalten darf. Wenn ich ihn anschau, denke ich manchmal daran, wie unterschiedlich Lebenswege verlaufen können. **Der eine Waleed verlor im Alter von 17 Jahren sein Leben durch Hass und Gewalt. Der andere Waleed wächst in Sicherheit auf.**

Diese Gedanken erinnern mich immer wieder daran, wie wertvoll Frieden und Freiheit sind.

Bocholt ist heute meine Heimat. Nicht, weil immer alles einfach war – sondern weil ich mir hier Schritt für Schritt ein Leben aufgebaut habe. Vielleicht ist genau das der Grund, warum ich mich heute so stark engagiere. Im Jahr 2020 kandidierte ich für den Integrationsrat der Stadt Bocholt. Denn ich wünsche mir eine Gesellschaft, in der Menschen mit unterschiedlichen Religionen, Kulturen und Lebensgeschichten miteinander leben können – ohne Angst.

In unserer Gemeinde gibt es einen Satz, der mich bis heute begleitet:

„Liebe für alle – Hass für keinen.“

Manchmal, wenn ich abends durch Bocholt gehe, denke ich an meinen Großvater. An Waleed. Und an den Jungen, der nur eines wollte: zurück in sein Haus. Heute bin ich kein Junge mehr. Heute bin ich zu Hause.

Wenn ich heute auf mein Leben zurückblicke, empfinde ich vor allem

Dankbarkeit. Dankbarkeit für meine Familie. Dankbarkeit für meine Gemeinde. Und Dankbarkeit für die Stadt Bocholt. Denn hier ist aus einer Fluchtgeschichte eine Heimat geworden.

Meine Geschichte begann mit Flucht. Aber sie endet nicht dort. Sie geht weiter – mit Erinnerung, mit Verantwortung und mit Hoffnung. Mit der Hoffnung, dass meine Kinder in einer Gesellschaft aufwachsen können, in der Herkunft, Religion oder Hautfarbe kein Grund für Angst mehr sind. Eine Gesellschaft, in der Menschen miteinander leben können – ohne Hass.

Nun bin ich 46 Jahre alt und habe versucht, in ein paar Sätzen meine letzten 40 Jahre kurz niederzuschreiben. Es war nicht leicht für mich, es aufzuschreiben. Erst habe ich nur an der Oberfläche gekratzt, dann wieder und wieder neu angefangen, weil mir im Nachhinein klar wurde, wie wichtig es ist, auch das festzuhalten, damit die Menschen eine Stimme bekommen, die nur wegen ihres Glaubens getötet wurden. Damit sie nicht spurlos verschwinden. Tage habe ich gebraucht, unzählige Stunden, bis die Worte endlich flossen. Und als sie dann kamen, saß ich im Wohnzimmer, die Kinder schauten Fernsehen. Plötzlich hielt mich nichts mehr – ich weinte, Tränen liefen unaufhaltsam, Schluckauf schüttelte mich, und ich konnte meine Gefühle nicht länger zurückhalten. Die Kinder drehten sich um. Sie machten den Fernseher leiser. Niemand wagte zu fragen, was geschehen war – aber ich las es in ihren Augen. Sie hatten sich erschrocken. Nicht nur über mein Weinen, sondern über das, was sie in mir sahen: etwas, das sie noch nicht verstehen konnten, aber doch spürten...

Sie möchten mehr über die
Ausstellung oder das
Rahmenprogramm erfahren?
Vielleicht sogar Ihre ganz
persönliche Fluchtgeschichte
erzählen?

Dann melde Sie sich bei uns:



Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn

Schwere Schritte

Bocholter Geschichten von Flucht und Neubeginn